



M E N S C H E N
V Ö L K E R
Z E I T E N

EINE KULTURGESCHICHTE
IN EINZELDARSTELLUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

M A X K E M M E R I C H

IV
ROBESPIERRE

VERLAG KARL KÖNIG / WIEN UND LEIPZIG

Nu ma

ROBESPIERRE

VON

CARRY BRACHVOGEL

22981

UNIwersYTET GDAŃSKI

Instytut Historii

ul. Wita Stwosza 65
skr. pocztowa 626

80-952 Gdańsk

0766

MIT 3 FAKSIMILE UND 30 ABBILDUNGEN



Biblioteka
Uniwersytetu Gdańskiego



1100807096

VERLAG KARL KÖNIG / WIEN UND LEIPZIG

B
30

ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG, VORBEHALTEN.
COPYRIGHT 1925 BY VERLAG KARL KÖNIG, WIEN

DUBLET
KONKORDANZ
P.A.N.



524

27

Preis. *gd.* 6 — II
UNIWERSYTET GDAŃSKI
Instytut Biblioteczny
ulica Wita Stwosza 55
0760

I. EIN BÜRGERLICHER UND EIN KÖNIGLICHER JÜNGLING

Um das Jahr 1765 herum verschwand der Rechtsanwalt Maximilien Robespierre plötzlich und für immer aus seinem behäbigen Haus in der Rue des Rapporteurs zu Arras, das bis vor kurzem ein Haus des Glücks zu sein schien. Verschwand aber nicht etwa als betrügerischer Sachwalter mit unterschlagenen Geldern, war auch nicht das Opfer eines geheimnisvollen Verbrechens geworden, sondern entwich in die Fremde, weil er den Tod seiner kürzlich verstorbenen heißgeliebten Frau nicht verwinden, nicht weiter an der Stätte leben konnte, wo die Trümmer seines zerschlagenen Eheglücks lagen. In die Ferne zog er, durchquerte fremde Länder, ließ sich schließlich in München nieder, wo er Sprachstunden gab und bald starb, ohne daß je wieder Kunde von ihm in die alte Heimat gelangt wäre . . .

Vier kleine Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, hatte er verwaist und mittellos zurückgelassen. Zur Zeit seines Entweichens zählte das älteste, Maximilien (geb. 6. Mai 1758), sieben, das jüngste, Augustin (geb. 21. Januar 1763), erst zwei Jahre. Für sie war das Vaterhaus ein Haus des Unglücks geworden, und mancher Freund des entflohenen Rechtsanwalts mochte mitleidig im stillen fragen, was wohl mit diesen vier kleinen Waisenkindern würde.

Es wurde mit ihnen, was mit allen wird, denen ein grausames Geschick schon im zartesten Alter die beiden Menschen entreißt, die nach einem unverlöschbaren Gebot der Natur sich niemals völlig von uns lösen können. Zwei unvermählte Schwestern des schweifenden Rechtsanwalts erzogen die Mädchen, Charlotte und Henriette, der Vater der verstorbenen Frau Robespierre, der Brauer Carrault, nahm die Knaben in sein Haus. Ein guter Großvater, fürsorgliche Tanten — aber es ist nicht das Elternhaus, und niemand kann die süßzärtlichen Worte und Gebärden der Mutter finden, mit denen sie wohl ihren Jüngsten herzte oder ihrem ernsthaften Ältesten liebkosend über das Haar glitt. Vielleicht hatte sie von all

ihren Kindern diesen stillen Knaben am meisten geliebt, denn nur um seinetwillen hatten ihre Eltern den Widerstand gegen die Verbindung mit dem geliebten Mann aufgegeben und eingewilligt, daß ihre Tochter den Mann heiratete (3. Januar 1758), an den sie schon ihr Kränzlein verloren hatte.

Die Mutter war gestorben — dies konnte der Siebenjährige wohl schon verstehen. Der Vater aber — — nein, dies ging gewiß über das Fassungsvermögen eines Kindes hinaus. Diesen Mann, dessen angekränkelttes Hirn nicht Herr werden konnte über einen großen Schmerz, den sein Leid von Haus und Kindern wegjagte, in die Welt hinaus, von dem sie nie wieder hörten, an dessen Grab sie nie weinen und beten konnten . . . nein, diesen Vater hat der kleine, stille Maximilien wohl nicht verstehen können!

Vermutlich hat der Siebenjährige oft über all diese Dinge nachgegrübelt, denn gleich allen Kindern, die früh Unglück kennenlernen, war er über seine Jahre hinaus reif und verschlossen. „Der Ernst des Lebens“ war für diesen kleinen Jungen schon kein bloßes Wort mehr, war ein Begriff geworden, und weil er ein schwerblütiges und zugleich ein zärtliches Kind war, wuchs in ihm schon frühzeitig ein starkes Verantwortungsgefühl empor, als müsse er den jüngeren Geschwistern Schutz und Fürsorge gewähren.

Vorerst konnte davon natürlich nicht die Rede sein. Vorerst mußte er gleich anderen Jungen aus gutbürgerlicher Familie die Schule besuchen und statt mit den Rätselschicksalen seiner Familie mußte er sich mit den Geheimnissen des Lateins und andren Dingen vertraut machen, die ungemein wichtig sind und manchem Knabekopf solchen Schrecken einjagen, daß sie ihm noch nach Jahrzehnten als Nachtmahr erscheinen.

Doch der junge Maximilien begeisterte sich gleich für all den Lernstoff, der seinen fröhlicheren Altersgenossen vielleicht langweilig oder unnütz vorkam. Er war in jeder Hinsicht ein Muster-schüler, dessen Fähigkeiten und Fleiß die Lehrer nicht genug loben konnten, und sein ganzes Wesen war höflich, still, schien jeder Gefühlswallung ebenso abhold wie wilden Knabenspielen, dagegen Tieren mit großer Liebe zugetan. Wenn seine Mitschüler sich in ihren Freistunden lachend miteinander abbalgen, lärmend, tollend durch die Straßen jagen, sitzt er bei einem kleinen Schwarm zahmer Tauben,

die er züchtet, und die er mit einer Sorgfalt hegt und füttert, als wäre er ein Vater und sie seine Kinder. Absonderlich und rührend wirkt dieser blasse, schwächliche Knabe, der einsam dasteht, nur von seinen Tauben umschwirrt, die ihm Körner und Krumen aus den Händen und von den schmalen Lippen picken . . .

Die Jahre gingen hin. Aus dem Siebenjährigen war ein Elfjähriger geworden, und in das Haus, das einst vom Unglück gezeichnet schien, bringt nach Kummer und Sorgen er die erste Freude. Freude für Großvater und Tanten, Stolz für sich selber. Um seiner Begabung und seines Fleißes willen darf er als Stipendiat des Abtes von Saint-Waast eine Freistelle im Collège Louis-le-Grand zu Paris beziehen . . .

Paris — gehässig, gruselig und dennoch bewundernd spricht die Provinz den Namen. Paris — das ist Glanz, Verschwendung, Lust, Geist, Macht. Paris — das ist Armut, Hunger, Frevel, Widerspenstigkeit gegen Gott und die von ihm eingesetzte Obrigkeit. Ja, wahrhaftig, dies alles ist Paris, und nicht nur in der Provinz sondern auch im übrigen Europa gibt es Leute, die meinen, Paris schließe den ganzen Erdkreis in sich ein. Aber was wäre der Erdkreis, wenn ihm nicht die Sonne ihr Licht spendete?! Dunkel läge er, und dunkel läge Paris, spendete ihm nicht seine eigene Sonne — Versailles — jenes Licht, das ganz Europa fasziniert . . . Wenn die Provinz sagt „Paris“, so meint sie „Versailles“, das Märchenschloß, in dem des Sonnenkönigs große Tage, umrauscht von Siegespalmen, dahingeschritten sind, und in dem jetzt der fünfzehnte Ludwig sein ebenso vergnügliches wie unrühmliches Dasein führt. Ihm rauscht keine Siegespalme, wohl aber knistert höhnisch das Blatt Papier, auf dem er den schmachvollen Frieden von 1763 unterzeichnen mußte, der in Europa eine neue Großmacht — Preußen — erstehen ließ und Frankreich seine schönsten Kolonien kostete.

Den fünfzehnten Ludwig ficht dies alles nicht an. Ihn ficht überhaupt nichts an, was nicht seine eigene Person und seine Ausschweifungen betrifft. Er hat zwar niemals das Wort gesprochen: „Nach uns die Sündflut!“, doch er hat dem zynischen Wort gemäß gelebt, und mit Fug und Recht hat das Volk an sein erzenes Standbild die bitterbösen Verse geheftet:

„Auch in Versailles ist er aus Erz,
Denn hier wie dort fehlt ihm das Herz.“

Aber eben weil ihn nichts anficht, gleicht Versailles, die Sonne von Paris, immer noch einer Insel der Seligen, an deren Gestade Harm und Nöte des Lebens zerschellen. Puderwölkchen umstäuben ihre Ufer, artige Seufzer, wie sie Amor wohlgefallen, zittern darüber hin, gleich einem sommerlichen Schwarm bunter Falter gaukeln Worte, die funkeln von Geist und heiterer Frivolität. Zu zierlichen Spieltischen drängen sich Kavaliere, die lächelnd gewinnen oder verlieren. Denn wie auf Danae der göttliche, so fällt auf alle Bewohner der seligen Insel unablässig, scheinbar unerschöpflich der irdische Goldregen des allergnädigsten Herrn, und Unglück im Spiel bedeutet ja Glück auf einem holderen Gebiet. Im Park aber huschen über rosiggepardelte Marmorstufen die blassen Atlasschuhe, rauschen die hochgebauchten Seidenkleider schöner, geschminkter, leichtherziger Damen. An Rosenketten führen sie lachend einen alternden König zu jenen verschwiegenen Grotten, die Luna trotz ihrer silbernen Keuschheit gerne beschützt.

Dies ist Versailles, die Sonne von Paris, um die es gehässig, gruselnd und dennoch bewundernd kreist. Doch die Sonne kann immer nur eine Hälfte des Erdkreises bescheinen, und darum hat Paris zwei Gesichter: ein Tag- und ein Nachtgesicht. Trägt es sein Nachtgesicht, so erlangen Geister über es Gewalt, die mit dem Geist von Versailles nichts zu tun haben, unheimliche Geister, die nicht funkeln von Witz und heiterer Frivolität, sondern die grollen, schürfen, aufwühlen. Dann beginnt die große Stadt unruhig zu werden, fiebert wie von geheimer Schwäre, will ausbrechen . . . toben . . .

Die Liebe der französischen Könige zu ihrer „guten Stadt Paris“ hält sich daher in bescheidenen Grenzen und wird von der „Guten“ ebenso erwidert. Der Sonnenkönig konnte ihr niemals die Fronde vergessen, hinwiederum ist sein Enkel, der fünfzehnte Ludwig, schon im Jahr 1750 so unpopulär in Paris, daß er gelegentlich eines Hungeraufstandes sehr peinliche Erfahrungen machte und seit jener Zeit lieber den Umweg über Saint-Denis nimmt, wenn er von Versailles nach Compiègne fährt, statt die Hauptstadt zu berühren. „Chemin de la Révolte“ hat darum der Pariser Gassenwitz diesen Weg oder Umweg getauft. Dies ist Paris, das den ganzen Erdkreis in sich schließt . . .

Der kleine Robespierre aber, der auf einen Freiplatz ins Collège Louis-le-Grand kommt, der weiß von all diesen Dingen nichts. Der

glüht vermutlich nur vor Stolz und Eitelkeit (denn er ist sehr eitel!), daß er in das ehemalige Jesuitenkolleg darf, nur weil er so begabt und brav ist. Und neben Stolz und Eitelkeit freut sich sein Wissensdurst, daß er nun lernen kann, recht nach Herzenslust lernen, was es nur zu lernen gibt, hauptsächlich sein geliebtes Latein und Rhetorik und noch eine Menge anderer schöner Dinge, die das kleine Arras doch nicht bieten konnte. Mit seinen elf Jahren und seiner großen Freude ahnte er damals nicht, daß es eine bittersüße Sache ist, Schüler auf einem Freiplatz zu sein . . .

Die kommenden Jahre werden es ihn wohl gelehrt haben. Kinder, wilde Knaben entbehren zumeist jener Rücksicht und jenes Zartgefühls, die uns, besser als jeder Hofmeister, das Leben mit seinen Erfahrungen und seiner Ellbogenenge beibringt. Da mag denn Maximilien manche Kränkung verschluckt, mit hochmütiger Miene, scheinbar gelassen auf manches verzichtet haben, wonach sein Kinderherz heiß verlangte. Verschllossen war er immer, — nun wird er es noch mehr, sondert sich von den Mitschülern ab, soweit es möglich ist, ohne mißliebigen Aufsehen zu erregen, hegt nur einen einzigen Freund, einen Knaben, der ein wenig stottert und dem gleich ihm die bittersüße Gunst eines Freiplatzes geworden. Camille Desmoulins heißt der kleine Stotterer, dessen Weg auch nach dem Collège eine Weile neben dem Maximiliens herlaufen, sich dann feindlich von ihm trennen wird, um schließlich in kurzem zeitlichen Abstand in den gleichen Abgrund zu stürzen . . .

Wie in Arras, so war auch hier Maximilien ein Musterschüler, tat sich besonders im Studium der klassischen Sprachen und des klassischen Altertums überhaupt hervor, und Hérivaux, der bekannte Rhetoriker, nannte ihn wohl in anerkennendem Scherz seinen „Römer“. Ja, ein Römer war er, und ein Römer war auch Camille Desmoulins, der Sohn eines bescheidenen Beamten, und wenn sie in den Freistunden mit zärtlich verschlungenen Armen dahinwanderten, dann hießen sie nicht mehr Maximilien und Camille, sondern Cato und Brutus, waren nicht mehr die Freiplatz-Knaben aus den Häusern bescheidenen Mittelstandes, auf die reichere oder vornehmere Zöglinge mitleidig herabsahen, sondern sie waren römische oder spartanische Freiheitshelden, die in Tyrannenhaß erbeben und bereit waren, für die Republik zu sterben. Natürlich nur für die spar-

tanische oder die römische, denn von einer anderen wußten sie nichts, konnten sie nichts wissen. Vielleicht war ihnen Freiheitsdrang eingeboren, vielleicht erwachte in ihnen, den Freiplatz-Knaben, ein gewisses Ressentiment gegen alles, was Anmaßung und Bedrückung von oben heißt, wahrscheinlicher aber ist, daß die ganze Erziehung des ehemaligen Jesuitenkollegs begabte Naturen unversehens zur Antikenschwärmerei hinleiten mußte. Seit der Austreibung des Jesuitenordens hatte sich der Geist des Kollegs seltsam verändert. Unter der Leitung der Jesuiten waren Römer und Griechen nur als ästhetische, stilistische oder formale Vorbilder in Betracht gekommen, und der streng katholische Geist, in dem die Erziehung geleitet worden, hatte ein Gegengewicht geboten gegen überschwängliche Bewunderung klassischer Größe, wie sie in jugendlichen Gemütern wohl entstehen mag, die Tag für Tag von antiken Helden hören und lesen. Die Universität, die den berühmten Orden in der Leitung des Kollegs ablöste, verstand es nicht, die Klippe zu umschiffen, die hier verborgen lag. Sparta und Rom wurden nun allzu einseitig gerühmt und machten mit Erfolg Frankreich den Platz im Herzen der Schüler streitig. Camille Desmoulins selbst bestätigt: „Man erzog uns in den stolzen Grundsätzen der Republik, und doch sollten wir in der Verworfenheit einer Monarchie und unter der Herrschaft eines Claudius und Vitellius leben! Eine wahnwitzige Führung glaubte allen Ernstes, daß wir uns für die Väter des Vaterlandes, des Kapitols begeistern könnten, ohne zu gleicher Zeit das Ungeheuer in Versailles zu verabscheuen. Sie begriff nicht, daß wir die Vergangenheit nicht zu bewundern vermochten, ohne die Gegenwart zu hassen.“ (Lenôtre.)

Nun, diese und viele andere ähnliche Sentenzen hat Camille erst zwanzig Jahre später von sich gegeben! Damals, im Collège Louisle-Grand war er sowie der junge Robespierre kaum etwas anderes als ein schwärmerischer, innerlich rebellierender Knabe. Aber Jugend soll ja rebellieren, auch dann, wenn sie nicht auf einem Freiplatz sitzt, und sicherlich haben manche ihrer Mitschüler ähnlich geschwärmt und sind deshalb später doch nicht unter die Revolutionäre gegangen! Auch bei Camille und Maximilien ist von aktuellem „Tyrannenhaß“ und ähnlichem Rüstzeug aus der revolutionären Schreckenskammer nichts zu spüren, und wenn je ein Fünk-

chen davon vorhanden gewesen, so wäre es erloschen, als der neue König, Ludwig XVI., gleich nach seiner Krönung (1775) dem Collège die Ehre eines Besuchs schenkte. War das eine Aufregung unter den jungen Zöglingen! War das ein Staunen und Raunen und Fragen, ein Vermuten und Tuscheln und Hoffen und vielleicht auch Fürchten! Alles drehte sich ja jetzt um die große Frage: „Wer von uns wird für würdig erachtet, die Majestät mit festlicher Rede zu begrüßen?“ Ja wer? Meinungen und Gegenmeinungen schwirren umher. Ehrgeiz, Eitelkeit und Hochmut wühlen in jungen Brüsten. Verpupptes Schranzentum will auskriechen. Wer wird der Erwählte sein, wer?

Der Namen eines blassen, schwächtigen Jünglings ertönt. Der steht, Flammen auf den schmalen, fahlen Wangen, die Lippen fest zusammengepreßt, als könne der Mund ungewollt verraten, was dies junge Herz bewegt. Sich nie zu offenbaren, sich keinem anderen Menschen preiszugeben — immer tiefer hat sich dieser Grundsatz in das Hirn des Halbwüchsigen eingepreßt, und so steht er auch jetzt scheinbar ungerührt von der Auszeichnung, die ihm widerfährt, obgleich gewiß in seinem Innern Eitelkeit und Stolz jubilierten. Er wird die lateinische Festrede halten, er, Maximilien Robespierre, der auf dem Freiplatz sitzt, der in so vielem hinter den anderen zurückstehen muß! Keiner von all den Vornehmen, Reichen, Hochnäsigen wird den König begrüßen, wohl aber er, der verwaiste Sohn verschämter Dürftigkeit!

Wie mag er an dem großen Tag sein Röcklein sorgfältig gebürstet, sein Haar zierlicher noch als sonst frisiert und immer wieder sein Bild in dem kleinen Spiegel des Schlafsaals betrachtet haben, das ihm mit vor Erregung rotgefleckten Wangen entgegenblickte! Und dann, nach langem Warten, kam der feierliche Augenblick: die Majestät trat ein. Zwei Jünglinge — ein königlicher und ein bürgerlicher — stehen sich gegenüber.

Schwungvolle lateinische Verse rauschen über den König hin, der nur etliche Jahre mehr zählt als der Festredner. Wenn dieser Festredner jemals im Ernst geglaubt hätte, daß in Versailles ein Ungeheuer oder ein Vitellius sitze, so wäre ihm solche Vermutung angesichts dieses königlichen Jünglings schnell vergangen. Nichts war um diesen Ludwig von der selbstverständlichen und doch

so anmutreichen Würde, die den jungen Sonnenkönig umgeben hatte, nichts von dem edelmännischen Scharm, der bis zum Tode dem fünfzehnten Ludwig zu eigen gewesen, sofern er ihn zeigen wollte. Plump von Gestalt, mürrisch von Gesicht, unbeholfen und verlegen im Benehmen, so stand (oder saß) der Enkel einer einst berühmten Liebesrasse und staunte wahrscheinlich im stillen, daß ein anderer junger Mann so geläufig und lange reden konnte ohne zu stocken. Denn der sechzehnte Ludwig war ebenso wenig ein Redner wie ein Adonis, ein Staatsmann oder ein Held auf irgendeinem der Gebiete, die seine Vorfahren ruhmreich beherrscht hatten. Wenn der Festredner in seiner Erregung Zeit und Einsicht gehabt hätte, sein königliches Gegenüber mit nüchternen Augen zu betrachten, so hätte er vielleicht Mitleid gespürt mit diesem plumpen Mann, der im Bewußtsein der eigenen Schwäche und Mittelmäßigkeit sein Königsamt mit den Worten erwartet hatte: „Mir ist zumute, als ob die ganze Welt auf mir läge!“

Und doch sind Frankreichs Augen voll Zuversicht auf diesen jungen König gerichtet, auf seine Ehrlichkeit, seinen guten Willen und seine junge Königin. Seit dem spanischen Erbfolgekrieg war das Land ja langsam zuerst, dann, nach dem Gesetz des Falles, immer schneller von seiner Höhe herabgeglitten, bis es mit dem entehrenden Frieden und dem Lasterleben Ludwigs XV. besudelt war, der noch auf dem Sterbebett mit unzüchtiger Gebärde nach der Dubarry verlangte. Die Pariser bewarfen seinen Leichenwagen mit Kot und all den Schimpf- und Spottreden, die ihm schon bei der Unterzeichnung des Pariser Friedens gebührt hätten. Damals aber hatte das törichte Volk gejubelt, daß es nun nicht mehr zu kämpfen brauchte, hatte seine Fenster illuminiert, in den Straßen getanzt und sich angestellt, als ob das goldene Zeitalter anbrechen sollte . . .

Im Lauf der Jahre aber hatte jeder am eigenen Leibe gespürt, was es heißt, Ehre, Macht und Kolonien verloren zu haben, und nun hofften sie, dies junge, reine Königspaar würde all die Schäden heilen, von denen dies alte, erneuerungsbedürftige Land heimgesucht war . . .

Wie alle anderen ging auch dieser Tag zur Rüste. Köstlich überwältigt von Erregung, Freude und gesättigtem Stolz, hat wohl der Zögling Robespierre sein Lager aufgesucht und noch lange mit

wachen Augen in die Nacht hineingeträumt, der seine Kameraden ihre tiefen Atemzüge sandten. Vielleicht ist ihm in jenen stillen Nachtstunden noch einmal das Bild des Königsjünglings erschienen, und jetzt, da er keine lateinischen Verse mehr zu sprechen brauchte, jetzt erst fiel ihm vielleicht schreckhaft auf, wie kläglich die Stirne zurückfloh, die das Salböl in Reims geheiligt hatte. Und vielleicht hat der wache Träumer vermessen gedacht: „Wenn ich an seiner Stelle wäre . . .“ Gewiß hat er gewaltsam den Schlaf verscheucht, der ihn beschleichen möchte, denn er will diesen Tag — seinen Tag — bis ins unendliche verlängern. Dieser Tag hat ihn ja hinausgehoben über seine Mitschüler, über sich selbst. Morgen aber wird wieder ein Tag sein wie jeder andere. Morgen ist er wieder ein Gleicher unter Gleichen, oder nicht einmal das. Morgen ist er wieder der Zögling Robespierre auf dem Freiplatz . . . — —

II. DER REINE TOR

In Arras floß das Leben äußerlich vermutlich im Jahre 1781 ebenso gleichmäßig und ruhig dahin wie etwa ein oder anderthalb Jahrzehnte früher. Man wurde geboren, gründete eine Familie und starb. Und nach wie vor blickte man gehässig, gruselnd und dennoch bewundernd auf Paris, das sich gesetzmäßig, wie es einem richtigen Erdkreis ziemt, um seine Sonne — Versailles — drehte. Trotzdem hatten viele Leute die Empfindung, daß irgend etwas in diesem Sonnensystem nicht mehr recht stimmen wollte. Der Erdkreis drehte sich zwar immer noch vorschriftsmäßig, die Sonne lieh ihm gnädig ihr Licht, aber dennoch — —

Nein, es stimmte durchaus nicht mehr, und die Unstimmigkeiten hatten schon bald nach der Thronbesteigung des jungen Königs begonnen, in dessen Ehrlichkeit und guten Willen das Volk so großes Vertrauen gesetzt hatte. In dieser Hinsicht brachte der sechzehnte Ludwig auch gewiß keine Enttäuschung, denn er war ein krenzbraver, anspruchsloser Mensch, der herzlich gerne jedem gehöfen hätte; doch um diesem Lande zu helfen, bedurfte es weniger Bravheit denn herkulischer Kraft und eines eisernen Willens. Von einem festen Willen aber wußte Versailles seit dem Tod der Frau von Pompadour (1764) nichts mehr. Seit sie, die Egeria der antipreußischen Politik, nicht mehr die Zügel der Regierung in ihrer schmalen Hand hielt, gab es in Versailles eigentlich nur mehr Cliquenwirtschaft, Kabalen, Gegenkabaln und Damenlaunen.

Zu besagten Launen lieferte die junge Königin Marie Antoinette ihr vollgerüttelt Maß. Über sie, ihr Wesen, ihre Schuld an künftigen Ereignissen und ihr Geschick ist schon so viel geschrieben, behauptet, widerlegt, gefaselt, geschluchzt und gezürnt worden, daß es sich erübrigt, allzu viele Worte über diese anmutige und tragische Frauenerscheinung zu verlieren. Nur so viel muß gesagt werden, daß sie weder der Engel an Schönheit, Güte und hoher Einsicht war, als den



Ludwig XVI. mit seiner Familie. Stich von N. Heideloff

ihre Lobhudler sie zeigen möchten, noch auch „die österreichische Wölfin“, die eine tendenziöse Geschichtschreibung aus ihr gemacht hat. Die mangelhafter und bigotter erzogene Tochter Maria Theresias kam als Fünfzehnjährige an einen Hof, dessen Schamlosigkeit selbst für Rokokobegriffe beträchtlich war. Sie, das kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen, sah, wie der alte Ludwig XV. sich mit der Dubarry vergnügte und wie der ganze Hof vor diesem ehemaligen Lasterdirnchen kroch. Ja sie selbst, die Kaisertochter, mußte auf allerhöchsten Befehl ihrer Mutter, um der Politik willen, der Mätresse freundlich begegnen und, den Töchtern des Königs gesellt, stand sie, solange Ludwig lebte, im Schatten der Dubarry. Mußten sich da in einem fünfzehnjährigen, nicht eben übermäßig klugen Frauenkopf nicht alle Begriffe von Recht und Sitte ver-

wirren? Der Gatte aber, dem man sie angetraut, der dieser in fremdem Land und fremder Lasterhaftigkeit Einsamen hätte Halt und Führer sein sollen, der Gatte bereitete die bitterste Enttäuschung, auf die weder sie noch sonst jemand vorbereitet gewesen war. Ach, dieser Ludwig würde niemals eine wüste Mätressenherrschaft haben, denn er war nicht nur schwach an Geist und Willen, sondern leider auch in jenem Punkt, der zu erörtern heikel, aber zur Erhaltung der Dynastie unerlässlich nötig ist. Betrübliche Ausläufer einer einst hochberühmten Liebesrasse, lebten er und sein Bruder, der Graf von Provence, er jahrelang, Provence dauernd, in kinderloser Ehe, während sein jüngster Bruder, der Graf von Artois, den alten Traditionen treu blieb und dem Vaterland allerlei erlauchte und minder erlauchte Sprößlinge schenkte . . .

Als der fünfzehnte Ludwig gestorben war, erging es Marie Antoinette ungefähr wie Kronprinzen (auch Industrie-, Handels- und Finanzkronprinzen!), die allzu jung zur Herrschaft gelangen: Freiheit und Machtrausch stiegen ihr zu Kopf. Ob der vielgeplagte österreichische Gesandte, Mercy d'Argenteau, auch immer wieder bat und beschwor, ob die kaiserliche Mama auch strenge Mahnbriefe schrieb, — es half alles nichts: Frau Marie Antoinette war und blieb außer Rand und Band. Sie warf das Geld mit vollen Händen hinaus, stieß jeden Menschen, der ihr aus irgendeinem nichtigen Grunde nicht genehm war, vor den Kopf, benannte die Minister mit verletzenden Spitznamen, bevorzugte Damen, die sich für eine junge und auf ihren Ruf bedacht sein sollende Königin wenig schickten, war mit ihnen bald intim befreundet, bald ebenso intim verfeindet, mischte sich, schlechten Ratschlägen trauend der ^etörichte Weise in die Staatsgeschäfte, ohne das geringste davon zu verstehen, — kurz, sie benahm sich, wie sich eben ein junges, oberflächliches Ding benimmt, dem kein vernünftiger Mensch zur Seite steht und das, in läppische Zerstreungen versenkt, vergessen möchte, daß es weder einen Mann noch Kinder hat. Und da dies verheiratete, leidlich hübsche Mädchen eben innerlich zerfahren und auch viel zu kurzsichtig ist, um die Folgen ihrer Handlungen zu bedenken, weiß sie wohl nach einiger Zeit, daß das Ehepaar Provence ihr nicht wohlwill, aber sie merkt nicht oder es kümmert sie nicht, daß der Graf von Provence („der Vater der Ränke“) heimlich anonyme Schmäh-

schriften und Spottverse auf sie fertigt oder fertigen läßt, die geschickt in Paris vertrieben werden und das Ansehen der Königin ruinieren. Hilfreiche Hand bei dieser niederträchtigen Minierarbeit leistet des Königs Vetter, der Herzog von Orléans . . .

Ein schwacher, unbedeutender König, eine leichtsinnige und obendrein kinderlose Königin, dazu Familienmitglieder, die, beide lüstern nach der Krone, vor keiner Verleumdung zurückscheuen, — kann man sich da wundern, daß das Sonnensystem Versailles-Paris ins Wanken geraten wollte? — Obendrein leuchteten in Paris Sterne immer heller auf, die trotz aller Verdunklungsmethoden nicht zum Erlöschen gebracht werden können. Wie grimmig die Zensur auch waltete, wie auch des Henkers Hand unliebsame Bücher verbrannte — die Aufklärungsarbeit der Enzyklopädisten besteht, und ihr Werk vollendend ruft Rousseau sein neues Evangelium der Natur über die betroffene Menschheit hin.

Auch in die Provinz, auch nach Arras dringt dies neue Evangelium hin, ruft aber dort schwerlich die Sensation hervor, die ihm in Paris zuteil geworden. Die Provinz, fast durchwegs Agrarland, steht der für die Großstädter neuentdeckten Natur ja ungleich näher als die Salonwelt von Versailles, und außerdem ist die Provinz strenggläubig und darum mit dem Antichristentum Jean Jacques' keineswegs einverstanden. Was soll denn das heißen, daß der Mensch von Natur gut und erst von der Kultur verdorben worden ist? Der Pfarrer, der die Gebote der Kirche kennt, weiß das besser. Der Mensch ist von Geburt an mit der Erbsünde beladen und kann daher nur durch strenge Selbstzucht und Gebet gut werden. Und „der Mensch ist frei geboren, doch überall liegt er in Fesseln!“ Nein, Herr Rousseau, der Mensch liegt nicht überall in Fesseln, denn er hat freien Willen, mit dem er Tugend üben und Böses meiden kann. Ja, den hat er, aber — —

Es gibt ein großes „Aber“, das für Herrn Rousseau spricht. Es bezieht sich allerdings nicht auf Moralbegriffe, sondern auf sehr reale Dinge: die Provinz, besonders die Landbevölkerung, leidet schwer unter dem veralteten System der Feudalrechte, der Steuer-Verteilung und -Eintreibung, der Zollschränken und anderer Übel und Schikanen, die ihr das Leben unerträglich machen. Darum horchen sie auch in der Provinz gerne auf, wenn das neue Evangelium ver-

kündet wird, daß alle Menschen gleich und daß gewisse unveräußerliche Rechte jedem Menschen eingeboren sind und ihm nicht genommen werden dürfen oder dürften . . . Wer immer statt eines strenggläubigen Herzens ein feuriges, drängendes im Busen trägt, schwört auf Jean Jacques' Lehre, doch keiner leistet den Schwur mit tieferer Inbrunst als der Sohn des verschwundenen Rechtsanwalts Robespierre . . . —

Nach dem Abgang aus dem Kolleg hatte sich Maximilien, gleich seinem Vater und seinem Großvater, dem Studium der Rechte zugewandt. Er hatte seine Examina mit Glanz bestanden und sogar ein Stipendium von 600 Livres heimgetragen. Solch ein Stipendium ist eine Auszeichnung, und 600 Livres sind für einen eben aus dem Examen gestiegenen Rechtsgelehrten eine hübsche Summe, aber diesem jungen Menschen brannte das Geld gewiß wie Säure in der Hand, denn er war stolz, und darum bedrückte ihn jegliches Almosen, in welcher Form immer es gegeben wurde. Oh, endlich einmal herauskommen aus dieser ewigen Freiplatz- und Wohltatenatmosphäre, endlich auf eigenen Füßen stehen und geben dürfen statt zu nehmen!

Schon die nächste Zeit kann dies bescheidene Glück bringen, allerdings nicht in Paris, sondern in Arras, wo er in die Kanzlei seines Vaters einrücken will. Doch ehe er in die Heimat zurückkehrt, unternimmt er eine geheimnisvolle Reise, deren Ziel man wohl kennt, über die uns aber leider alle Einzelheiten fehlen. Die Fahrt ging nach Ermenonville, wo damals (1781) Rousseau als Gast des Marquis von Girardin lebte. Der junge Robespierre hatte ja, wie sich leicht denken läßt, jede freie Minute benützt, um sich in Bücher zu vergraben, und zwar nicht etwa in Pandekten, sondern in die moderne Literatur, die neue philosophische und soziale Probleme behandelte. Neben Voltaire war Jean Jacques der Autor gewesen, der ihn vor allen am mächtigsten angezogen hatte, und immer sehnlicher war der Wunsch geworden, den Mann kennenzulernen, der die großen, aufrüttelnden Wahrheiten in die Welt schleuderte. Wie diese Begegnung verlaufen ist, wissen wir leider nicht. Nur vermuten können wir, wie Robespierre, bleich vor Erregung, zitternd vor Ehrfurcht, die Hand küßte, die den „Contrat social“ und den „Émile“ geschrieben hatte, und wie er aus des Meisters Mund Worte

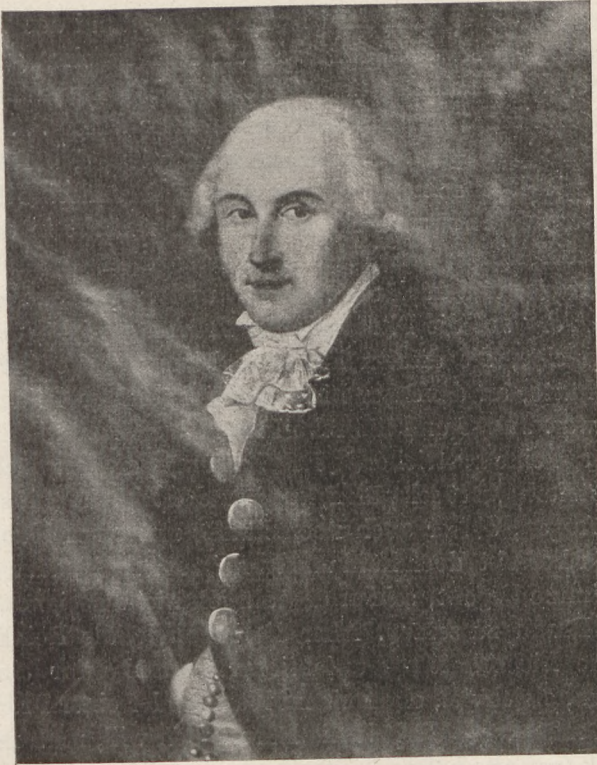
vernahm, die ihm eine neue Welt aufboten. Nach dieser im Dunkel gebliebenen Reise ließ sich Robespierre als Advokat in Arras nieder.

Innerhalb seiner Familie hatte sich im Laufe der Zeit mancherlei verändert. Seine eine Schwester, Henriette, war gestorben, die andere aber, Charlotte, war nun ein erwachsenes Mädchen, wohl befähigt, dem Bruder den Haushalt zu führen. So bezog er mit ihr das kleine Haus, das ihnen als einziger Besitz geblieben war, und wartete auf Klienten, die sich auch bald einfanden. Reiche Leute waren freilich kaum darunter, aber die Lebensansprüche des neugeborenen Rechtsanwalts waren ja auch bescheiden genug! Als Frühstück eine Tasse Milch, ein frugales Mittagmahl, zum Abend ein paar Früchte — so waren seine leiblichen Bedürfnisse gestillt. Nach der Arbeit ein Spaziergang in frischer Luft und als Tagesschluß ein gutes Buch, ein Rousseau-Buch, mehr verlangte er nicht vom Leben. Er trank keinen Wein, er hatte keine Liebschaft, war nur Mitglied eines literarischen Vereins, der „Rosati“, die alljährlich im Juni ein verstiegenes Rosenfest feierten, bei dem es Wein gab, in dem Rosenblätter schwammen, und bei dem es nicht an brüderlichen Umrangungen und lateinischen Versen fehlte.

Dem jungen Rechtsanwalt mochte dies alles wohlgefallen, besser aber noch gefielen ihm die Prozesse, die er führen durfte, gefielen ihm just, weil er nicht Reiche sondern die bedrängte Armut, die Unterdrückten vertrat. Denn dies stolze und verschlossene Herz quoll über von Mitgefühl für alle, die mühselig und beladen waren, erhob sich in Zorn, wo das Recht des Stärkeren triumphieren wollte. Und das Recht des Stärkeren gehörte in jener Zeit nicht nur dem Adel, dem Finanzpächter, dem Reichen, sondern auch dem starren Glauben und dessen unerbittlichen Vertretern. So wuchs die Wirkung der Prozesse, die Robespierre führte, bald über bloßen Rechtsstreit hinaus: sie stritten um Gleichheit vor dem Gesetz, um Gewissensfreiheit, um den Fortschritt der Menschheit. Schnell wuchs das Ansehen des jungen Rechtsanwalts, und einer seiner Prozesse wurde beinahe berühmt und verdient Erwähnung, weil er ein kulturhistorisches Dokument ist. Da hatte ein neuzeitlich gesinnter und vorsichtiger Mann in Saint-Omer auf seinem Hause einen Blitzableiter anbringen lassen, was den Unwillen der bigotten Bevölkerung erregte, die einen Blitzableiter als einen Eingriff in

das Walten der göttlichen Vorsehung betrachtete. Der liebe Gott würde schon wissen, ob das Haus dieses Dreisten verbrannt oder geschont werden sollte, — Herr Franklin, oder wie der Frevler sonst heißen mochte, der solch gotteslästerliche Dinge erfand, sollte die Hand aus dem Spiel lassen! Das Gericht schloß sich dieser geistreichen Meinung an, doch Robespierre vertrat das Recht auf den Blitzableiter so gewandt und überzeugend, daß Franklins Teufels-erfindung sich dem lieben Gott gegenüber behaupten und der neuzeitliche und vorsichtige Mann in Saint-Omer seinen Blitzableiter behalten durfte!

Das Ansehen des Rechtsanwalts stieg, und der Mann Robespierre begann die Gemüter von Arras lebhaft zu beschäftigen. Man wußte, daß er zärtlich an seinen Geschwistern und den alten Tanten hing, daß er ein Herz für die Armen und Bedrückten hatte und daß er eine gutbezahlte Richterstelle beim bischöflichen Patrimonialgericht wieder aufgegeben hatte, weil es ihm unmöglich war, ein Todesurteil zu fällen. Sonst aber wußte man nichts von ihm, denn er blieb verschlossen und wortkarg, so daß keiner ahnen konnte, was in ihm vorging und was er träumte. Wahrscheinlich wußte er selbst nicht ganz genau, was er träumte. Vermutlich wogten in seinem wohlfrisierten Kopf damals nur unbestimmte Phantasien von einer neuen Weltordnung, in der er, Maximilien Robespierre, eine weithin sichtbare Stellung einnahm; denn ihn, den armseligen Sohn verschämter Dürftigkeit, ihn düstete nicht nach Reichtum, den er verachtete, wohl aber schrien sein Ehrgeiz nach Bedeutung und seine Eitelkeit nach Anerkennung, nach Huldigung. Eitel war er schon in allem, was sein Äußeres betraf. Stets war er zierlich frisiert, tadellos rasiert, hielt auf peinliche Sauberkeit der Wäsche und des Anzugs, mochte seine Kleidung auch fadenscheinig und zuweilen beim Trödler gekauft sein. So radikal sich seine politischen Ansichten später auch äußern mochten, — nie, gar nie wollte er verschlampt wie ein Sansculotte einherkommen, sondern immer einem gepflegten Bürger gleichen. Noch als „Schreckensmann“ hat er die Jakobinermütze verachtet, weil sie die rote Mütze der Galeerensträflinge nachahmte, und nie trug er das geknotete Halstuch über entblößter Brust, sondern stets das sorgfältig gefältelte weiße Jabot. Er war eben ein Bürger, Abkömmling einer bürger-



Robespierre als junger Rechtsanwalt
Gemälde von Boilly

lichen Rasse, ist in seinem Privatleben immer ein Bürger, um nicht zu sagen ein Spießbürger, geblieben. Durchaus bürgerlich ist ja auch sein beinahe überzüchteter Familiensinn, der ihn in Arras wie später in Paris immer wieder einen Familienkreis aufsuchen ließ, so daß Danton, der große Genießer, höhnend von ihm sagen wird: „Robespierre verbringt seine Tage inmitten von Klatschbasen und alten Jungfern!“

Mit dieser absonderlichen Zweiteilung in Radikalismus und Bürgerlichkeit stellt er den Typ des Franzosen dar; denn in einer richtig französischen Brust wohnen zwei Seelen: die einer Hyäne und die einer Hauskatze. Die Hyäne will zerfleischen und Blut sehen, die Hauskatze dagegen will behaglich in der Sonne liegen und

schnurren. Aus dieser seelischen Kreuzung entstand das Wesen der französischen Nation, entstanden all die schrecklichen großen Revolutionäre, die Tausende aufs Schafott schickten und daheim, im häuslichen Kreise, gütige, brave Familienväter waren . . .

Man kann nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß Robespierre in Arras mit irgendeinem Altersgenossen freundschaftliche Beziehungen unterhielt, und kein Frauenkleid rauscht in das Leben dieses Verschlussenen hinein. Doch gerade diese Enthaltbarkeit reizt die Neugier und auch die stille Bewunderung; denn allzeit hat „der reine Tor“ auf die Phantasie der Frauen gewirkt, und es gab mehr denn eine, die diesem keuschen Manne gerne Geheimnisse offenbart hätte, an denen er bislang gleichgültigen Blicks vorbeigegangen war. Junge und hübsche Frauen umwarben ihn, obschon er keineswegs eine bestrickende Erscheinung war. Schmächtig, fahl von Gesichtsfarbe, mit schmalen, kußfremden Lippen, mit sehr kurz-sichtigen Augen, die er auch noch häufig mit einer blauen Brille deckte, sehr korrekt, doch kühl und kurz in der Rede, dazu mit einer flachen Stimme begabt, schien er wahrlich nicht geeignet, Frauenherzen in Brand zu setzen. Aber die Reinheit, die Reinheit! Ein Mann ohne Liebschaft — unfaßlicher Gedanke für ein französisches Hirn, gleichviel, ob es einem Manne oder einer Frau gehört! Und wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, muß man zugehen, daß fast alle hohen Kulturen die Erfüller einer großen Sendung mit physischer Reinheit ausstatten, wenn sie auch nur ange-dichtet ist. Nun konnte allerdings in Arras niemand wissen, ob der Rechtsanwalt Robespierre zu einer solchen Mission berufen sei, denn die Reinheit allein ist natürlich keine Gewähr dafür; aber immerhin breitet sie um ihn einen gewissen Nimbus, den seine Streiterschaft für Armut und Bedrückung noch erhöht. Und die alten Damen, in deren Kreis er sich so wohlfühlt, sagen wörtlich von ihm: „Er ist ein Engel! Ein Engel, den gewiß böse Menschen betrügen und aus-beuten werden!“

Robespierres Eitelkeit schlürft solche und ähnliche Worte mit Wonne, ob sie auch nur von den welken Lippen alter Damen kommen. Den Lockungen der jungen aber widersteht er schweigend, ge-lassen. Vielleicht sind es für seine kühle Art gar keine Lockungen sondern nur Regungen, die er nicht recht versteht, wie die Locken-

den wohl nicht verstehen würden, daß er nur ein leidenschaftliches Herz, nicht aber leidenschaftliches Blut besitzt und darum nicht die Liebe einer Frau sondern den Beifall der Menge begehrt. Der Erfüllung dieses Begehrens scheint allerdings zu seinem Leidwesen ein körperliches Hindernis entgegenzustehen: die flache Stimme, die um so schriller wurde, je mehr er sich für eine Sache erwärmte. Weiß Gott, bei seinem ersten Plädoyer wurde er ob dieser Stimme ausgelacht. Richtig ausgelacht, er, Maximilien Robespierre, der ob seiner Rhetorik in Paris preisgekrönt worden war! Doch ob sie auch lachten — gewonnen hat er seine Prozesse dennoch! Was bliebe ihm denn auch im Leben, wenn nicht der Erfolg ihm lächelte!? Er ist ja nur ein Kleinstädter, der nicht einmal, wie es dem richtigen Kleinstädter ziemt, eine Familie gründen will. Er würde also, sofern eben nicht eines Tags der große Erfolg käme, von dem er träumt, in seiner Kanzlei als Hagestolz versauern. Würde alt, krittlig, vielleicht nach Hagestolzenart auch geizig werden, um schließlich in hohem Alter, von einer zänkischen Wirtschafterin betreut, einsam zu sterben. An seinem Grabe würde irgendein juristischer Kollege oder Beamter banale Worte über „diesen würdigen Sohn der Stadt“ sprechen, etliche Blumen und Kränze würden niedergelegt, und kaum ein Jahr später würde der Rechtsanwalt Robespierre vergessen sein, wie alle, die Großes gewollt, es aber nie erreicht haben . . . —

III. DER DEPUTIERTE VON ARRAS

In der Zeit, da König Ludwig XV. sein Parlament vergewaltigt hatte („In meinem Parlament sitzen lauter Revolutionäre!“), schrieb Mercy d'Argenteau lakonisch an Kaunitz: „Frankreich ist ohne Rechtspflege, Regierung und Geld.“ Dieser erbauliche Satz konnte weit über Ludwigs Tod hinaus Anwendung finden, nur hätte man ihm noch anfügen müssen: Frankreich ist ohne Verwaltung.

Denn ohne wirkliche Verwaltung war dies Land, mußte es sein, da ungeheurer Grundbesitz sich in den Händen des hohen Adels und der großen Geistlichkeit aufgehäuft hatte und die Steuerkraft seiner Besitzer durch maßlose Privilegien und durch ein erbärmliches Steuersystem nicht dem Staat, sondern nur ihnen selber zugute kam. Diese Bevorrechteten, Hofadel und hohe Geistlichkeit, waren im eigentlichsten Sinne die Herren des Landes. Sie hatten nicht nur Ehren-, sondern auch Hoheitsrechte, eigene Gerichtsbarkeit, Beamte, Zölle, Fronen, Monopole, ganz zu schweigen von der Steuerbefreiung oder wenigstens einer wesentlichen Herabminderung aller steuerlichen Abgaben. Die ganze erdrückende Steuerlast lag auf dem Bürger-, vor allem aber auf dem Bauernstande (die Bevorrechteten zahlten 15% aller Steuern, die übrigen 85% mußten vom dritten Stand und von der Landbevölkerung geleistet werden!), der, selbst wenn er eigenen Grund und Boden besaß, immerfort der Fronsklave der Großen blieb. Die großen Herren hatten ihre Generalpächter, die rücksichtslos die Abgaben eintrieben, genau so wie es die Finanzpächter mit den Steuern hielten, und indes der Landmann rettungslos den Ausbeutern verfallen blieb, drängte sich in den Städten ein anderes Ausbeutertum zur Stadtkrippe, ergaunerte Ämter aller Art, mit denen es sich geschickt der Verpflichtung gegen den Staat entzog.

Der Bauer aber war und blieb der Bedrückteste. Er wurde gezwungen, seine Arbeit im Stich zu lassen, um Wege zu bauen, die in

erster Linie den großen Herren zunutze kamen, die zur Jagdzeit mit Pferden und Hunden durch seine reifenden oder wogenden Felder setzten, ohne daß er bei irgendeiner Instanz hätte Klage führen dürfen. „Düster, leichenfarbig, sonnenverbrannt hängen sie an diesem Boden, den sie mit unbesieglcher Hartnäckigkeit bearbeiten und umbrechen. Ihre Stimme klingt unartikulierte, doch wenn sie sich aus ihrer gebückten Haltung aufrichten, so erblicken wir ein menschliches Antlitz, denn wahrhaftig — dies sind Menschen! Sinkt die Nacht, so kriechen sie in ihre Höhlen, in denen sie von schwarzem Brot, Wurzeln und Wasser leben. Sie nehmen den anderen Menschen die Mühe ab zu säen, zu ackern und zu ernten. Zum Lohn erhalten sie dies schwarze Brot, dessen Korn sie gesät haben.“ (Labruyère.) Und weiter:

„Sie leben im fürchterlichsten Elend, ohne Betten, ohne Möbel. Die Mehrzahl von ihnen ermangelt während der Hälfte des Jahres des Gersten- und Haferbrots, das ihre einzige Nahrung bildet, und das sie sich und ihren Kindern vom Munde absparen müssen, um die Steuern zu bezahlen.“ (Massillon.) Und zum dritten:

„Es sind armselige Sklaven, ins Joch gespannte Zugtiere, die dahin gehen, wohin man sie peitscht.“ (D'Argenson.)

So sah das Los des Kleinagrariers in dem reichen Agrarlande Frankreich aus! Doch mit ihm mußte die übrige Bevölkerung (ausgenommen die Bevorrechteten!) unter der Auspressung und Verhöhnung seiner Arbeitskraft leiden und unter einem wahnsinnigen Zollsystem, das den Umlauf der Bodenfrucht unterband, es möglich machte, daß ein Sack Getreide hundertmal verzollt werden mußte, und dem Kornwucher der Generalpächter und der großen Herren (ein berühmter Kornwucherer war der Herzog von Orléans!) Türe und Tor öffnete. Und weil Frankreich eben durchaus Agrarland war, hing es nicht nur von all diesen Erbärmlichkeiten sondern auch noch von Gunst oder Ungunst des Himmels ab, und je nachdem in den einzelnen Provinzen die Ernte ausfiel, gab es immer wieder strichweise Hungersnot oder wenigstens ungeheure Teuerung, die zu lokalen Aufständen führte. Beklagenswertes Land, dessen Boden so reich und dessen Bevölkerung so arm ist!

Die Rechtspflege — das Wort ist eine Persiflage, wenn man es auf die Rechtsbegriffe jenes Frankreich anwendet. Die Richter-

stellen waren ja käuflich, konnten durch eine weitere Kaufsumme sogar in erbliche umgewandelt werden, und so saß auch dort, wo Tüchtigkeit und Unbestechlichkeit Vorbedingungen sein müssen, der Bevorrechtete, der Geld genug besaß, um sich, seine Söhne, seine Enkel als Sachwalter der Themis zu präsentieren. Doch noch über all seiner und seiner Söhne möglichen Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit stand ja der König, der die berüchtigten Lettres de cachet nach Belieben und in blanco an Mätressen und Günstlinge vergeben durfte, kraft deren ein Mißliebiger in der Bastille auf Jahre, Jahrzehnte oder auf Nimmerwiedersehen verschwand. Gefällige, längliche Pergamentstreifen mit blaßgrauem Vordruck, glichen sie eher Balleinladungen denn Haftbefehlen, und auch ihr Stil zeigte erlesene Artigkeit: „Ich schicke Ihnen diesen Brief, um Ihnen zu sagen, daß Sie in Meinem Schloß Bastille . . . aufnehmen und daselbst behalten sollen, bis Gegenbefehl von Mir ergeht. Worauf Ich zu Gott flehe, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehmen möge.“

Unter Ludwig XV. waren die Lettres de cachet in Schwärmen verausgabt, aber unter seinem kreuzbraven Enkel und Nachfolger allmählich so ziemlich außer Kurs gesetzt worden, obgleich sie immer noch zu Recht bestanden.

Weil die Willkür der Rechtsprechung bekannt war, die sich vor den Bevorrechteten ehrfurchtsvoll verneigte, hatte kein Mensch Respekt vor einem richterlichen Urteil, ja man war fast immer überzeugt, daß das Recht auf der Seite des Verurteilten stand, und darum galt es als rühmliche Geschicklichkeit, das Gericht an der Nase herumzuführen und sich durch Listen aller Art der Strafe zu entziehen, selbst wenn sie wohlverdient war. Als Beaumarchais, der später gefeierte Verfasser von „Figaros Hochzeit“, in einem Prozeß zu einer entehrenden Strafe verurteilt worden, war jedermann von der Ungerechtigkeit des Richterspruchs so überzeugt, daß Beaumarchais in seiner Wohnung Listen auflegen lassen konnte, in die sich ganz Paris glückwünschend einschrieb, und Herr von Sartines den Gefeierten mit den frivolen Worten zur Bescheidenheit mahnen durfte: „Auch ein Entehrter muß bescheiden sein!“

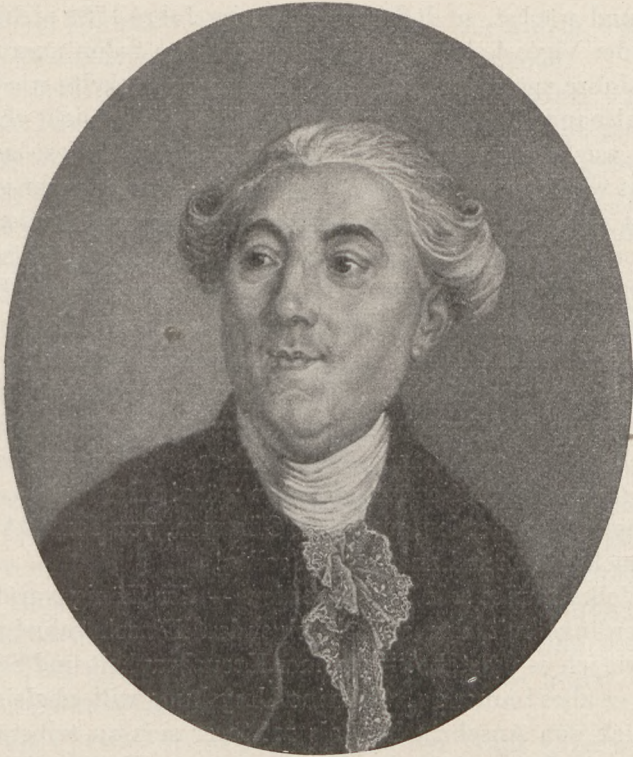
Das Trostloseste aber war und blieb die finanzielle Lage Frankreichs, an der alle Finanzminister vergeblich herumdokterten,

gleichviel, ob sie wie Turgot auf vernünftige Reformen bedacht waren, ob sie gleich Calonne unfähige Köpfe darstellten, oder gleich Necker das uneingeschränkte Vertrauen des Volkes besaßen. Vergens war alle Mühe, solange diese Art der Verwaltung, Boden- und Steuerverteilung bestand, solange das Volk nicht im sozialen Sinn ein einheitliches Ganzes darstellte, sondern in „Stände“ geteilt blieb, in Adel, Geistlichkeit und den dritten, d. h. Bürgerstand, der in der Volksvertretung nur im schwarzen Rock erscheinen durfte.

Angesichts dieser auf die Länge unhaltbaren Zustände konnte von Ludwig XVI. trotz aller Kreuzbravheit immer noch gelten, was d'Argenson von Ludwig XV. geschrieben hatte: „Ludwig XV. hat weder wie ein absoluter Herrscher noch wie ein guter Präsident einer Republik regiert, und wenn man sich weder zu dem einen noch zu dem anderen entschließen kann, ist es um die königliche Autorität geschehen. Die Völker sind nun einmal in das parlamentarische System vernarrt und erhoffen von ihm die Heilung der Übel, die ihnen das andere System gebracht hat. Dies alles verrät, daß es unter der Asche glimmt . . .“

Ja, es glommt, aber wie sollte sich eine Sonne um das kümmern, was unter der Asche glimmt?! Die Sonne Versailles nahm von dem unterirdischen Glimmen nur insofern Notiz, als der König ob der wachsenden Not aufrichtig betrübt war und sich von seinen wechselnden Finanzkontrolleuren und -ministern immer wieder das Heil versprach, das durchaus nicht kommen wollte, obschon der eine von ihnen, Erzbischof Loménie de Brienne, in schönem Gottvertrauen gesagt hatte: „Es gibt so viele wunderbare Zufälle. Ich brauche nur einen, und wir sind gerettet.“ Die Rettung wollte durchaus nicht kommen, und Frau Marie Antoinette tat in ihrer unbedachten Art das ihrige, um die immer schwüler werdende Stimmung zu erhitzen. Sie war damals mit jener Blindheit geschlagen, die alle Könige befällt, deren Stunde abgelaufen ist. Sie hat vermutlich nie das törichte Wort gesprochen, das man ihr in den Mund gelegt hat: „Wenn die armen Leute kein Brot haben, so können sie ja Kuchen essen!“, aber sie hat in jener schweren Zeit gelebt, als wäre sie das albernste Wiener Komteßchen gewesen, und niemand hätte damals ahnen können, wieviel Heldenmut und innere Größe in ihr steckten. Nur an Vergnügen dachte sie und nichts als Vergnügen, und Versailles-

Trianon strahlt im Glanz seiner unaufhörlichen Feste, seiner Verschwendung, seiner Galanterie, seiner von Liebe und Perversität durchzogenen Atmosphäre. Glänzt wieder wie eine Insel der Seligen über Europa hin, und die Sehnsucht aller Vornehmen und Reichen diesseits wie jenseits des Meeres ist, einmal in Versailles empfangen, einmal an den Spieltisch der Königin zugelassen zu werden. Am Spieltisch rollt das Gold, als hätte Frankreich nicht ein unermeßliches Defizit sondern die reichsten Minen der Welt, und die Königin schenkt mit freigelegter Hand an ihre Freundinnen (ein böses Lächeln gleitet über alle Gesichter, wenn von diesen „Freundinnen“ die Rede ist!) und deren Familien Gold, Ämter, reichen Bodenbesitz . . . Der König in seiner Schwäche gibt in allem nach. Er hat nicht die Kraft, die Torheit und den Eigensinn dieser Frau zu zügeln, ihr den Abgrund zu zeigen, auf den sie im Tanzschritt zueilt. Und dabei hat diese Frau nun die erste Jugend hinter sich und ist endlich, nach siebenjähriger, unfruchtbarer Ehe, Mutter einer Prinzessin und — juble Volk! — eines Dauphins geworden. Doch die Leichtfertigkeit der Königin und die Miniarbeit der Häuser Provence-Orléans hatten in diesen sieben Jahren Ansehen und Ruf Marie Antoinettens so gründlich untergraben, daß jedes Pariser Gesicht sich ironisch verzieht, sobald die Rede von dem kleinen chirurgischen Eingriff ist, den der König endlich, auf Zureden seines österreichischen Schwagers Josef (des späteren Kaisers Josef II.), hat vornehmen lassen. Té! solche Märchen sollen sie anderen vorreden, aber nicht gewitzten Parisern! Der erfolgreiche Chirurg wird wohl der Graf Artois gewesen sein, der ja von der Königin unzertrennlich ist! Hat sie doch sogar in seiner Begleitung die Maskenbälle in Paris besucht, was noch nie eine französische Königin getan hat, und infolge einer Wette hat der Graf für sie binnen sechs Wochen das Schlößchen Bagatelle erbauen lassen! Ja, ein flinker Mann, der Herr Graf Artois! Gewiß hätte er auch den Dauphin gerne binnen sechs Wochen hergezaubert, aber die Natur läßt sich nicht drängen wie ein Baumeister! Und auch der Herzog von Orléans denkt ungefähr wie die Pariser, nur natürlich in eleganterem Stil, und er schwört laut, daß er diesen Dauphin nie, gar nie als seinen rechtmäßigen König anerkennen wolle. Die Königin kümmert sich um all dies ebenso wenig wie um die Not im Lande, die durch einen ungewöhnlich



Wetter

kalten Winter noch gesteigert wird. In Anbetracht der furchtbaren Kälte möchte die Stadt Paris Festlichkeiten, die sie für die Geburt des Dauphins geplant hat, verschieben, aber die Königin fragt spitz, ob „die gute Stadt“ vielleicht warten wolle, bis der Herr Dauphin auf diesen Festen tanzen könne . . . Wenn eine Königin solch spitze Frage tut, gibt es natürlich für eine „gute Stadt“ nur eine Antwort: „Majestät haben zu befehlen!“ Und aus erschöpftem Stadtsäckel müssen etliche Millionen zusammengekratzt, zu gleicher Zeit aber auch Armenquartiere evakuiert und mit Militär belegt werden, weil man befürchten muß, daß während der Festlichkeiten Unruhen ausbrechen . . . Was Wunder, daß die Unpopularität der Königin

wächst und wächst, so daß man schon im Jahre 1781 nicht wagte, ihr von der Vigée-Lebrun gemaltes Porträt im Salon auszustellen! Wenige Jahre später kam dann die ebenso verwickelte wie berüchtigte Halsbandaffäre, an der die Königin tatsächlich völlig unschuldig war, die aber von Feinden und Schwindlern so geschickt inszeniert worden war, daß Marie Antoinette sich nie mehr von dem Verdacht reinigen konnte, die Juweliere Böhmer und Bassenges um ein Diamantenhalsband geprellt und seine Steine heimlich verkauft zu haben. Und als im Jahre 1788 im Salon nun doch ein Bild von ihr ausgestellt war, da hing schon am Tag nach der Eröffnung am Rahmen der Zettel eines Spaßvogels: „Madame Defizit“.

Das Defizit war ungeheuer, nicht nur das finanzielle, sondern auch das moralische und innerpolitische. Hier konnte kein Pairsparlament mehr helfen, auch dann nicht, wenn es, wie das einst vergewaltigte, voll von Revolutionären gewesen wäre! Hier mußte ungleich tiefer eingegriffen werden, wenn das Glimmen, von dem d'Argenson sprach, nicht als Brand aufschlagen sollte!

Dem Volke mußte sein Recht werden — der König war dazu bereit, allerdings mit der stillschweigenden Einschränkung: „Das Recht, wie ich es verstehe!“ In seiner Kreuzbravheit und Schwäche versteht er alles immer so, wie seine Umgebung will, obgleich es im Augenblick den Anschein hat, als raffte er sich zu selbständigem Handeln auf. Denn unter dem Druck eiserner Notwendigkeit ruft er den entlassenen Herrn Necker (den „Commis“ nannte ihn die Königin spöttisch, weil er seine Finanzlehrzeit in einem großen Bankhaus begonnen hatte) zur Ordnung der Finanz- und anderer Nöte zurück, und Necker nimmt die neuerliche Berufung unter der Bedingung an, daß die Reichsstände einberufen werden; denn, so ist seine Meinung, das ganze Volk soll über sein eigenes Schicksal zu Rate sitzen und entscheiden . . .

Die Reichsstände — welch ein gespenstisches Wort aus vergangenen Jahrhunderten will da hervorkriechen und Lebensfähigkeit beanspruchen? Die Reichsstände — wer, der da lebt, hat je von ihnen gehört oder sie gar erlebt?! Keiner von allen, und wäre er noch so alt! Nicht Vater, nicht Großvater, nicht Urgroßvater können sich ihrer entsinnen, denn zum letztenmal traten sie im Jahre 1614 zusammen! Sechzehnhundertvierzehn zum letztenmal,

und nun, im Sommer 1788, erläßt der König den Aufruf, daß sie sich im Mai des kommenden Jahres zu versammeln haben!

Ungeheuere Aufregung durchzittert jetzt das ganze Land. Erregter als Paris ist die Provinz, die brave Provinz, die solange ein Hort der Altvätersitte und des Altvätergehorsams gewesen ist! Doch das ist sie noch immer, und es wäre töricht zu glauben, daß hier rote Umsturzgedanken keimen! Nein, die Provinz, die ja das eigentliche Agrarland bedeutet, hängt an dem Königtum nach wie vor, aber sie, der die hohen und geistlichen Ausbeuter fester im Nacken sitzen als der Hauptstadt, sie will sich nicht länger durch Fronen und Steuern und Gerechtsamen auspressen und dem dritten Stand die Rolle eines Lakaien zufallen lassen. Schon das ganze letzte Jahr über ist es in den verschiedenen Provinzen immer wieder zu Ausschreitungen gegen die adelige und geistliche Zwingherrschaft gekommen, zu Aufständen, die militärisch niedergeschlagen werden mußten. Nun aber will sich die Provinz aufrecken! Nun wird sie ihre Vertreter in die Reichsstände schicken! Welch ein Erwägen, Bedenken, Bejahen, Verneinen, Gieren, Hasten! Die Würdigsten nur will jede Provinzstadt, jedes Dorf schicken! Nur Männer, die wissen, wie dem Volk ums Herz ist, und die seine Rechte gegen Tod und Teufel vertreten werden!

Auch die Provinz Artois hat die Qual der Wahl. Oder nein, ihre Wahlqual ist gar nicht groß. Das Artois wählt vier biedere Landleute, die vermutlich weder lesen noch schreiben können, seine Hauptstadt Arras aber wählt einen Intellektuellen: den Rechtsanwalt Robespierre. Der kann lesen und schreiben, und hat genug gelesen und wird genug schreiben, um nicht nur die Reichsstände sondern eine ganze Welt auf den Kopf zu stellen!

Er nahm seine Ernennung zum Vertreter der Heimatstadt gewiß mit derselben verschlossenen Miene entgegen, die man an ihm gewöhnt war, aber wie mag dieser ehrgeizige und phantastische Mensch in seinem Innern gejubelt haben, daß ihm, dem Rousseaujünger, das Amt zuteil wurde, Anwalt für die Rechte des Volkes zu sein! Nun würde er hingehen und für den neuen Evangelisten zeugen und mit Hand anlegen an dem Bau der anderen, vollkommenen Welt, von der er auf seinen einsamen Spaziergängen geträumt hatte. Nun würden Bedrückung und Ungerechtigkeit aus der Welt ver-

schwinden. Nun sollte es nicht mehr arm und reich, nicht mehr vornehm und gering geben, sondern nur noch Menschen-Bruderverliebe! Ein neues Zeitalter wird für Frankreich anbrechen. Gleich einem milden Hirten schreitet es an der Spitze der Kultur allen anderen Völkern voran. Eine andere Kultur als die verwerfliche der Privilegierten wird in Versailles, wo die Reichsstände tagen sollen, aufleuchten! Ein Reich der Güte, der Freiheit, der Menschlichkeit steht vor der Türe. Niemand darf daran zweifeln, denn — Rechtsanwalt Robespierre ist in die Reichsstände gewählt! . . .

IV. SONNENFINSTERNIS VON VERSAILLES

Am 4. Mai 1789 erlebt Versailles ein Schauspiel, wie es keines je zuvor gesehen. Hier hatte es wohl immer Lustbarkeiten aller Art gegeben: Ballspiel, Tanz, Theater, lustige Wagenfahrten, Maskeraden, besonders die Hauptmaskerade — den „Hameau“ Marie Antoinettens, das putzige Schweizer Dörfchen, das sie in Klein-Trianon hatte bauen lassen, um daselbst mit ihren Damen und Kavalieren „Natur“ (letzte Hofmode!) zu spielen. In koketten Schäferinnen-Kostümen und noch koketteren Holzpantöffelchen stellten die Damen durch eine Spielzeug-„Natur“, und Leute, die vom Seelenleben und Eigenwillen der Kühe keine richtige Vorstellung hatten, glaubten allen Ernstes, daß die feinen Damen im „Hameau“ eigenhändig die in Marmorställen einquartierten Kühe melkten, und — daß sich die Kühe willig von ihnen melken ließen!

Von all solchem Spielzeug ist heute, an diesem vierten Mai, nicht die Rede. Die Königin legt kein hochgebauschtes, geblumtes Hirtinnenkleid und nicht den großen Basthut mit den flatternden Bändern an, sondern ihre Dames d'atour und Zofen sind mit dem von Pracht schweren Staatskleid beschäftigt, das sie der Königin anlegen. Und Schmuck umglänzt das schmale habsburgische Frauengesicht, das heute ernst, sehr ernst blickt, und auf dessen allzu hoher Stirne die Sorgen der letzten Zeit schon ein paar feine Querstriche gezogen haben.

Man schmückt die Königin für die Messe, die der Eröffnung der Reichsstände vorangehen soll, und die nebst den Abgeordneten (1177 an Zahl) auch der Hof hören wird.

Solchen Tag sah Versailles nie, Frankreich nicht seit zweihundert Jahren, und erstaunt und bewegt mögen die Bewohner von Versailles auf den langen, schier unabsehbaren Zug geblickt haben, der sich an diesem Maienmorgen durch die Straßen ihres Städtchens nach der Kirche zu Unsrer Lieben Frau bewegte.

Voran, als wären sie nur die gleichgültigen Trabanten, die jeden Festzug eröffnen, schritten die Abgeordneten des dritten Standes, die Bürger im einfachen schwarzen Rock. Kein andersfarbiger war ihnen gestattet, kein Federn- oder Agraffenschmuck an ihren Hüten. Einem Sinnbild der Bedeutungslosigkeit schien dies schmucklose Kleid zu gleichen, doch wer die Gabe besaß, unsichtbare Dinge zu fühlen, der konnte merken, daß über diesen Männern jener Geist schwebte, der dem Abbé Sièyes die berühmtgewordene Broschüre diktiert hatte: „Was ist der dritte Stand?“ Zukunft lag über diesen schwarzgekleideten Männern, und die Hoffnungen eines Volkes grüßten sie mit lauten Zurufen.

Hinter ihnen schritt der Adel, in leuchtenden, gold- und silberbestickten Röcken, duftendes Spitzengeriesel auf der Brust und an den Handgelenken, Federn und blitzende Edelsteinagraffen an den Hüten.

Sie waren die Männer von vorgestern, von gestern und vielleicht auch noch die der nächsten vier oder fünf Wochen . . . Ihre Ahnen hatten mitgeholfen an dem Bau von Frankreichs Größe, sie, die Enkel, hatten mit Hand angelegt, um ihn zu unterhöhlen, zu demolieren. Nicht nur Leichtfertigkeit und Verschwendungssucht hatten das Zerstörungswerk begonnen, sondern mehr noch der Geist ihrer glänzenden Salons, in denen sie, übersättigt von Genuß, von überjähriger Vornehmheit gelangweilt, mit frivolem Lächeln, Grazie und Witz alles verspottet, alles zersetzt, alles verneint hatten, was das Leben über die persönliche Existenz des Tages hinausführt, um es sinnvoll in den Kreis des Weltganzen einzuschließen. Kein Zuruf grüßte sie, kein Blick sagte ihnen: „Auf euch bauen wir!“ Unter eisigem Schweigen gingen sie dahin.

Ihnen folgte die Geistlichkeit, ernster, aber kaum minder farbenfreudig von Gewändern. Violette und purpurne Soutanen; neben den viereckig geplatteten Mützen der niedern Geistlichkeit die Mitren der Bischöfe und Erzbischöfe . . .

Auch sie sind keine Hoffnung des Landes. Auch sie schreiten, nur von etlichen hochkirchlichen Gemütern begrüßt, der Kirche zu . . .
. . . Der Hof . . .

Stumm, beängstigt stumm blickt die Menge auf diese goldstrotzenden Karossen, auf diese livrierten, galonierten, von rie-



Égalité!

Louis Philipp v. Orleans

sigen Perücken übertürmten Kutscher und Lakaien, die von gewaltig hohen Kutschböcken herab die schwankenden Goldkarossen lenken oder auf Trittbrettern der Märchengefährte stehen. Grinsend blickt die Menge auf ihre zur Unbeweglichkeit erstarrten Gesichter: „Tjä, wenn die reden dürften!“ Und grinsend zeigen sie sich die Brüder des Königs, den dicken Provence und den Grafen Artois, dem immer, wie in heillosen Verwunderung, der Mund ein wenig offen steht. Grinsend flüstern sie von der unmäßigen Eßgier des einen und von der Liederlichkeit des anderen . . .

Aber nun naht der König, der kreuzbrave Mann, der zwar immer das Verkehrte tut, aber immer das Beste will, und bei seinem Anblick schweigen Zweifel und Spottsucht. Er ist ihr König, auch wenn er zehnmal, hundertmal das Verkehrte tut. Ihm beugen sich die Häupter und die Herzen. Man jubelt, und er ist gerührt, sehr gerührt. Denn wenn seine Frau, seine Brüder, seine fünf alten Tanten und der ganze Anhang dieser Herrschaften nicht wären, täte er alles, was das Volk will — ob immer zu dessen Heil, mag dahingestellt bleiben. Denn gar soviel vernünftiger als der Adel ist auch das Volk nicht, wird auch der dritte Stand auf die Länge nicht sein. Die Unvernunft geht nur nach der entgegengesetzten Richtung . . .

Beim Anblick der reichgeschmückten Königin gibt es einen kleinen, vielleicht nur wenig beachteten, aber dennoch sehr peinlichen Zwischenfall. Niemand jubelt ihr zu, dagegen schreit ihr irgendein Unverschämter aus dem Gewühle keck ins Gesicht: „Es lebe Orléans!“ Für eine Sekunde scheint es, als ob die Königin in Ohnmacht fallen wollte, doch gleich ist sie wieder Herrin ihrer selbst und blickt nun auf die Menge mit dem kalten Hochmut, hinter dem sich Gefühle bergen, die ihr Stolz nicht zeigen will . . .

Der Herzog von Orléans wird stürmisch begrüßt. Sehr geschickt hat er von jeher verstanden, sich als „Volksfreund“ aufzuspielen, und weil man mit Speck Mäuse und mit Phrasen die Menge fängt, ist es schon vergessen, daß eben dieser volksfreundliche Herzog stets als ein großer Kornwucherer gegolten hatte . . .

Auch in der Kirche zu Unserer Lieben Frau gab es einen kleinen Zwischenfall. Als nämlich der Wappenherold die Abgeordneten nach ihren Amtmannschaften aufrufen und ihnen die Plätze zuteilen wollte, rief einer der Abgeordneten des dritten Standes: „Wozu das? Wir sind alle gleich, sind alle Brüder!“

Wer war es, der diese Worte an so heiliger Stätte rief? War es vielleicht der Rechtsanwalt aus Arras? Kann er seinen Unmut nicht länger bezwingen und will er gleich, noch ehe die Sitzungen beginnen, die Brandfackel in eine Weltordnung schleudern, die nicht länger bestehen darf?

Schwerlich! Der Abgeordnete Robespierre, der, im schwarzen Rock, inmitten von anderen Schwarzberockten, nach einem Platze äugt, ist ein anderer als der Rechtsanwalt von Arras, der mit flam-

mender Rede das Recht auf einen Blitzableiter erkämpfte. Ach, Versailles ist ein anderer Boden als Arras, und die freudige Resonanz der kleinen Stadt fehlt angesichts dieses prunkvollen Königsschlosses, dieses stumm-feindseligen Adels . . .

Herr Robespierre ist nebst seinen vier bäuerlichen Kollegen der Provinz Artois im „Gasthof zum Fuchsen“ abgestiegen, und ist sich ganz gewiß zunächst in Versailles ziemlich verloren vorgekommen. Die vier Bauern, die mit ihm gekommen waren und wie Kletten an ihm hingen, mochten ihn allerdings für einen richtigen Weltmann halten, denn erstens hatte er studiert, und dann war er doch auch schon in Paris gewesen, in diesem wirbelnden Paris, dessen Brausen sie nur von ferne vernahmen, das sie aber doch mit unbestimmtem Grauen erfüllte. Doch vor sich und für sich selber war er gewiß kein Weltmann, und dieser ganze riesige Apparat in Versailles ängstigte ihn wohl kaum weniger als die Kleinbauern, wenn er es auch nicht sagte. Oder doch, er sagte es! Einmal, als er gegen seine Gewohnheit ein wenig aufgeknöpfter war als sonst, vertraute er einem Sekretär des Grafen Mirabeau an, daß er bei dem Gedanken, die Rednertribüne in Versailles zu besteigen, vor Angst zittere . . .

Er war es also kaum, der den Wappenherold in seinem Amte gestört hatte. Hier wie in Arras war er durchaus ein Bürger, um nicht zu sagen: ein Spießbürger. War immer zierlich frisiert, tadellos rasiert, trug das feingefältelte weiße Jabot blütenweiß auf sorgfältig gebürstetem Rock, kein Spritzerchen an den Schuhen, kein Löchelchen im Strumpf. War immer ruhig, verschlossen, voll Höflichkeit und einer etwas modrigen Würde. Hier wie in Arras war er die personifizierte Bedürfnislosigkeit: sein Tagegeld als Abgeordneter, das achtzehn Livres betrug, teilte er in drei gleiche Teile. Sechs Livres behielt er für sich, sechs Livres schickte er seiner in Arras gebliebenen Schwester Charlotte, den Rest schenkte er „einer Person, die ihn vergötterte“. (Wohlgemerkt: sie vergötterte ihn, nicht er sie!) Es soll, nach Villiers, eine kleine, untergeordnete Geliebte gewesen sein, die schnell und spurlos aus seinem Leben schwand; denn dieser scheue, kühle Mensch war nicht auf Grisetten und Liebesabenteuer gestellt.

Trüffelsucher meinen vielleicht, daß er den Eros auf Irrwegen suchte, doch dürfte es ihnen nicht gelingen, ihn dort zu identifi-

zieren. Man weiß wohl, daß er an Krämpfen litt, wahrscheinlich Epileptiker gewesen ist, aber keine einzige Spur weist auf konträre sexuelle Neigungen hin. Nicht einmal seine Feinde, die alles aufstößerten, was ihn verderben konnte, haben an dies dunkle Kapitel gerührt. Glauben wir also Villiers das anbetende Grisettchen, das gleich einer Eintagsfliege durch dies enthaltsame Mannesleben flog!

In der Kirche zu Unsrer Lieben Frau braust die Orgel und der mystische Vorgang der Messe enthüllt sich profanen Blicken. Der Erzbischof von Nancy zelebriert sie, singt das „Veni creator spiritus“ durch das Kirchenschiff hin. Und dann hält er die Predigt, anders als sonst Prediger vor erlauchten und allerhöchsten Herren predigen. Seine Lippen triefen nicht von Mahnungen zur Demut und Entsagung, sondern er spricht ernst von Mißbräuchen, von Bedrückung der Niedern durch den Fiskus, von dem Elend, das über die Landbevölkerung durch eine elende Verwaltung gekommen ist. Und so beredt ist sein Mund, so sehr spricht er zu den Herzen, daß trotz der Anwesenheit des Königs rundum lauter Beifall erschallt, als ob man im Theater wäre und nicht im Angesicht des Altars, auf dem das Allerheiligste ausgesetzt steht.

Was der Rechtsanwalt aus Arras während dieses Gottesdienstes und dieser Predigt empfand und dachte? Ob ihm, dessen Namen fast immer mit Danton und Marat zusammen genannt wird, das Hohlälcheln des Atheisten die schmalen Lippen kräuselte, als er bei der Wandlung die vorschriftsmäßige Kniebeuge machen mußte? Ob sein Herz gejauchzt hat bei den Worten, die der Erzbischof sprach? Gewiß hat dies von Jean Jacques' Zorn erfüllte Herz gejubelt und die Knie haben sich nur widerwillig gebeugt, denn nach Jean Jacques' Gebot durfte es keinen anderen Gott geben als die Natur, — doch trotz widerwilliger Kniebeuge und Jean Jacques war der Rechtsanwalt aus Arras durchaus kein Atheist.

Wohl war er, das Kind einer strenggläubigen Familie, im Kolleg ein schlechter Katholik gewesen, doch all sein Leben lang blieb er dem Gottesleugnertum fern. Er ist ja in einem Sinn kein Franzose: er kennt weder Witz noch Spott, ist pedantisch ernsthaft und will alles höchst ernsthaft genommen sehen. Und weil die ihm verhaßten Aristokraten über den lieben Gott witzeln, prägt er später das Wort: „Der Atheismus ist aristokratisch, die Vorstellung eines großen

Wesens, das über der Unschuld wacht, ist volkstümlich.“ Und noch später, wenn er schon in den Geschicken Frankreichs sein Wort erschallen läßt, spricht er das ergreifende Bekenntnis: „Die Vorsehung anrufen und den Gedanken an ein ewiges Wesen annehmen, das die Geschicke der Nationen beeinflußt, das Natur und Menschen geschaffen hat, ist keineswegs eine zu verwerfende Idee, sondern ein Gefühl des Herzens, ein Gefühl, das mir notwendig ist. Auf mich allein gestellt, — wie hätte ich da Kämpfe bestehen können, die über Menschenkraft hinausgehen, wenn ich nicht meine Seele zu Gott erhoben hätte?!“

Die Priester oder vielmehr das Priestertum haßt er allerdings so inbrünstig, wie nur ein Schüler Jean Jacques' es hassen muß. „Die Priester bedeuten für die Moral dasselbe wie die Kurpfuscher für die Medizin. Wie verschieden ist doch der Gott der Natur vom Gott der Priester!“

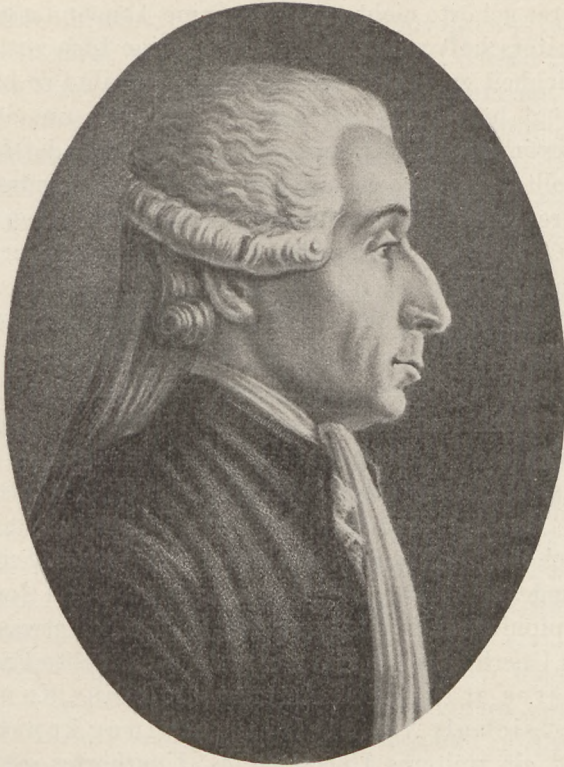
Vorläufig aber haben die Riesenkämpfe noch nicht begonnen, die er nicht bestehen könnte, ohne an ein höchstes Wesen zu glauben. Noch zwingt ihn der Fanatismus anderer nicht, schützende Worte für die zu sprechen, die er „Kurpfuscher der Moral“ nennt. Vorläufig lauscht alles, wenn auch mit verschiedenen Gefühlen, dem Erzbischof von Nancy, und dann kommt der Augenblick, der seit zwei Jahrhunderten nicht mehr da war:

— — Der König eröffnet die Reichsstände — —

Seine Rede dauerte nur zehn Minuten, was in Anbetracht seiner geringen Rednergabe wohl ihm und allen Anwesenden vollauf genügte. Nach ihm sprach dafür Necker drei Stunden lang, mahnte zur Eintracht, sprach von der angenehmen Möglichkeit, das Defizit im Budget, das fünfundfünfzig Millionen betragen sollte (vermutlich betrug es weit mehr!) auf sechzehn Millionen herabzudrücken, — kurz, er redete genau so, wie jeder Finanzminister an seiner Stelle geredet hätte . . . Die Mahnung zur Eintracht hatte denn auch den gleichen Erfolg, den Mahnungen zur Eintracht im parlamentarischen Leben stets haben: gleich nach der Eröffnung herrschte die größte Uneinigkeit unter den drei Ständen. Sollte nach Köpfen oder nach Ständen abgestimmt werden? Sollten die Stände in gemeinsamer oder in getrennten Sitzungen Vorlagen prüfen und Beschlüsse kundgeben? Adel und Geistlichkeit waren zunächst dafür, die alte Ge-

pflogheit beizubehalten, daß jeder Stand für sich bleiben sollte, eine Einrichtung, die eben diesen beiden freundschaftlich vereinten Kasten das große Übergewicht über den dritten Stand gegeben hatte. Doch der dritte Stand der Reichsstände war nicht mehr derselbe, den Ludwigs XVI. Ahnherren einberufen hatten. Der Bürger, der Bauer war nicht mehr, wollte nicht länger der Lakai der großen Herren sein! Er war durchaus kein Rebell im üblen Sinn, er wollte gerne der höchsten Macht im Staate dienen, aber dienen wie ein Freier, nicht wie ein Höriger. Es ist ein kleiner, aber illustrativer Vorgang, daß etliche Adelige die Meinung vertraten, die Bürgerlichen sollten, wenn sie zur Audienz zum König gingen, nur kniend mit ihm sprechen, daß sie aber mit dieser vorsintflutlichen Forderung nicht durchdrangen . . . Wie hätte dies auch sein können, da Graf Mirabeau, der Volkstribun, der allwöchentlich den Sitzungsbericht herausgeben sollte, die Ankündigung dieser Berichte mit dem Flammenwort: „Novus nascitur ordo“ hinausgegeben hatte! Der vor der Majestät wie vor Gott kniende Bürger wäre kein richtiger Sohn solch neuer Weltordnung gewesen, und doch drängte er, es zu werden, und mit Stolz nannte sich der dritte Stand schon jetzt nach englischem Muster „Kammer der Gemeinen“.

Es klang sehr demütig, dies „Kammer der Gemeinen“, aber seit der Hinrichtung Karls I. hatte man in Versailles gegen alles, was in politicis nach England schmeckte, ein gewisses nicht unberechtigtes Mißtrauen. Selbst die alberne Dubarry hatte ihren königlichen Liebhaber stets mit dem Beispiel Karls geängstigt, und wenn Ludwig XVI. wohl auch nicht daran dachte, hingerichtet zu werden, so schien Vorsicht gegen diese brodelnden Reichsstände geboten. Und siehe da! Schon zieht Vorsicht sechstausend Mann Militär in der Ebene von Sablons zusammen. Zu welchem Zweck? Natürlich nur um die Versammlung der Reichsstände zu „schützen“, denn schon kriselt es wieder allerorten wegen Mehlmangels und Teuerung. Darum nur keine unnützen Nebengedanken und bösen Mutmaßungen, meine Herren von der Kammer der Gemeinen! Wir schützen nur, wir schützen — uns vor euch . . . Und weil Schutz in jedem Sinne angenehm ist, wird auch schon jetzt, kaum acht Tage nach Eröffnung der Reichsstände, der Wochenbericht des Grafen Mirabeau verboten „als eine Schrift, die unter der Maske der Freiheit alle Zei-



J. Gally

chen der Frechheit trägt“. Da haben wirs! Eine geknebelte Presse und ein von Bajonetten beäugtes Parlament! Wie wird das enden?

Die feinste Witterung hat — wie immer! — die Geistlichkeit. Freiwillig, noch ehe ein Beschluß sie bindet, entsagt sie allen finanziellen Vorrechten und allen Privilegien. Ein ähnlicher Antrag wird beim Adel von einem klaren Kopf, dem Prinzen von Poix, gestellt, dringt aber nicht durch.

Es hat unter den „Gemeinen“ sicherlich viele naive Herzen gegeben, die meinten, mit dieser Opfertat des Klerus sei schon ein Haupthindernis der Verständigung gefallen, doch der Rechtsan-

walt aus Arras gehörte nicht zu ihnen. Seine Abneigung gegen alles, was an Priesterschaft rührte, war zu tief, seine Idee von der allgemeinen Gleichheit zu fest eingewurzelt, als daß ihm so billige Ent-sagung genügt hätte. Als der Bischof von Aix, um den dritten Stand zu gewinnen, ein Klage lied über das Elend des Volkes an-stimmen wollte, rief Robespierre ihm zu: „Entlaßt eure Lakaien, verkauft eure Karossen und Möbel und verwendet euren Überfluß, der mit den Traditionen der ersten Christen in Widerspruch steht, für Almosen an die Armen und Elenden!“

Ob diese Worte den Bischöfen und Erzbischöfen besondere Freude machten, mag dahingestellt bleiben. Weitere Wirkung hatten sie nicht; denn auch ohne sich den ersten Christen anzupassen, hatten die Geistlichen den rechten Weg eingeschlagen, um mit dem dritten Stand in gutes Einvernehmen zu kommen, während der Adel nach wie vor an seinen Traditionen festhielt und sich sträubte, von den „Gemeinen“ Gesetze oder auch nur Vorschläge machen zu lassen. Nachdem sich die drei Stände wochenlang in dieser wenig erfreulichen Weise herumgezankt hatten, ohne zu der seinerzeit von Herrn Necker so warm empfohlenen Einigkeit zu gelangen, geschah etwas Unerwartetes, etwas Unerhörtes, ein Novum in der Geschichte Frankreichs:

Abbé Sièyes stellte den Antrag, daß die „Kammer der Gemeinen“ sich als Nationalversammlung konstituieren sollte. Und ein weiteres Unerwartetes, Unerhörtes geschah: der Antrag ging durch. Die Reichsstände waren gesprengt. Adel und Klerus standen vor der Wahl, sich anzuschließen oder gegen das nicht mehr niederzukämpfende Bürgertum anzurennen . . . In eben dem Augenblick, da das Resultat der Abstimmung verkündet wurde, erschien eine Abordnung des Adels, um Verhandlungen anzuknüpfen, jedoch — wer hätte dies je für möglich gehalten! — die „Gemeinen“ ließen Frankreichs Adel wohl eine halbe Stunde lang warten, ehe sie sein Anliegen hören wollten. Und dann erhob sich der Rechtsanwalt aus Arras gegen die Aristokraten: „Sie verdienen kaum die Ehre, daß man mit ihnen spricht. Die großen Herren vom Hofe haben sämtlich Gefühle, die vom Stolz des Aristokraten und der servilen Niedrigkeit des Höflings eingegeben werden, und selbst die wenigen klugen Leute unter ihnen, wie Lafayette und Orléans, sind nicht frei von Vorurteilen und flößen mir Mißtrauen ein.“

Hier fällt ein Wort, das Robespierres schmaler Mund immer wieder sprechen und das für Frankreich wie für ihn die furchtbarsten Folgen haben wird, — das Wort „Mißtrauen“. Dieser junge Mann, der eigentlich noch gar keine großen Enttäuschungen erlebt, von Menschen, denen er vertraut, keine Bitternisse erfahren hat, ist erfüllt von Mißtrauen wie der ärgste Menschenfeind. Ein gewisses Maß von Mißtrauen muß nun freilich jedem Juristen zu eigen sein, und Robespierre war ja nicht nur selbst Jurist, sondern entstammte auch einer alten Juristenfamilie, war also mit Mißtrauen schon erblich belastet. Und wie alle Juristen war auch er ein Prinzipienreiter, allerdings in so gesteigertem Grade, wie Prinzipienreiterei nur selten auftritt. Bei ihm hieß es nicht: „Fiat justitia!“ sondern: „Fiat principium!“ — mag die Welt zugrunde gehen, wenn nur das Prinzip bestehen bleibt!

An dem Tag aber, da er dem Adel sein prinzipielles Mißtrauen aussprach, war weder die Welt, ja nicht einmal die eben geborene Nationalversammlung geneigt, auf seine Prinzipienreiterei besonders acht zu geben. Sie hatte Besseres zu tun: sie beschloß, daß die bisherigen Steuern und Auflagen, soweit sie gesetzwidrig waren, nur bis zum Ende dieser Nationalversammlung gezahlt werden mußten. Ferner wollte sie sich mit der trostlosen Finanzlage des Landes, dem Budget befassen, wollte den Gläubigern „auf Treu und Glauben der Nation“ Befriedigung versprechen und auf Mittel sinnen, der steigenden Teuerung abzuhelfen.

Inzwischen war aber auch der Adel nicht untätig gewesen. Tätig nicht für die Nation, sondern für die Monarchie und für sich. Der Klerus mit seiner feinen Spürnase für Windrichtungen hatte sich schon zum großen Teil mit der Nationalversammlung vereinigt, der Adel aber, überzüchtet und lebensfremd, entbehrte jenes Instinkts, der bei primitiven Naturen feinen Verstand ersetzt und der in der Schule Roms zur höchsten und raffiniertesten Ausbildung gelangt. Der Adel sandte also ein ehrfurchtsvolles Schreiben an den König, in dem er sich zunächst über die Anmaßung der „Gemeinen“ heftig beschwerte und dem König zugleich vorstellte, daß die Vorgänge der letzten Tage geeignet seien, die Krone auf dem gesalbten Haupte wanken zu machen. Zugleich begab sich eine Adelsdeputation nach Marly zur Majestät, um sie zu bitten, durch eine Sitzung, in der

Majestät höchstselbst erscheinen würde, wieder die alte Ordnung unter den Ständen herzustellen.

Selbstverständlich wußten die „Gemeinen“ von diesem Schritte des Adels nichts und gedachten daher am 20. Juni eine Sitzung abzuhalten, wie sie am 19. eine abgehalten hatten. Wer beschreibt aber ihr unfrohes Erstaunen, als sie die Türe ihres Sitzungssaales versperrt und mit Wachen besetzt fanden?! Der Präsident der Nationalversammlung, Bailly, verlangte den wachhabenden Offizier zu sprechen. Dieser erschien alsbald, bereit Auskunft zu geben, erfüllt vom Gefühl seiner Verantwortung und Wichtigkeit.

„Was hat dies zu bedeuten, Herr Graf?“

„Allerhöchster Befehl! Niemand darf den Saal betreten. Die Bänke müssen fortgeschafft werden! Allerhöchster Befehl!“

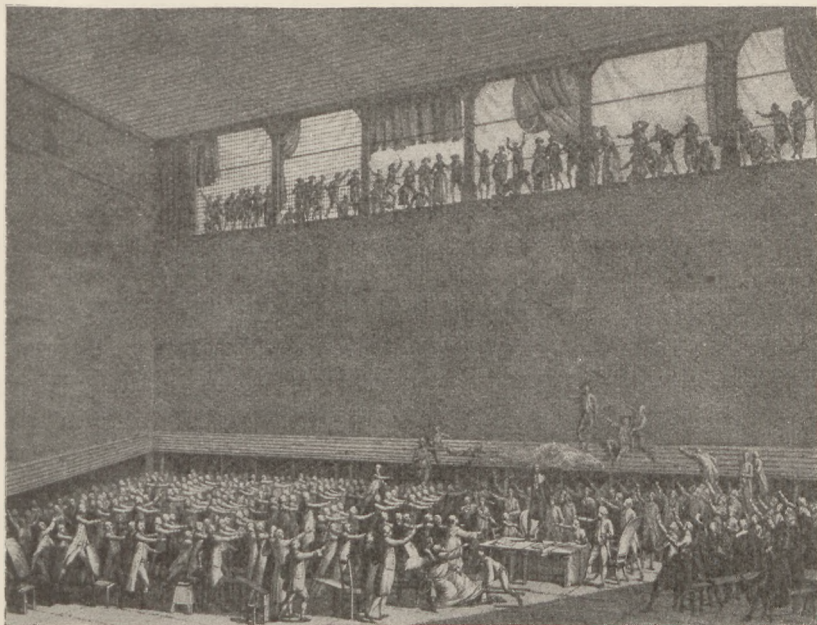
Schon sind auch wirklich die Bänke fortgeschafft, und der Saal füllt sich — verstehen sie diese stumme Sprache, Herr Bailly? — mit Soldaten . . .

Soldaten mögen einen Saal sperren und besetzen, aber den Geist, der in ihm herrscht, vermögen Regimenter nicht abzuriegeln und gefangen zu halten. Und wenn allerhöchster Befehl die Gemeinen auch vor der versperrten Türe stehen läßt wie Schuljungen, an denen ein Exempel statuiert werden soll, so ist dieser Geist doch mächtiger als irgendein allerhöchster Befehl. Dieser Saal ist gesperrt, aber das Ballhaus steht offen, in dem sonst der Hof eifrig dem Ballspiel oblag und um die Wette mit den bunten Federbällen scharmante Worte und zärtliche Blicke schwirrten. Heute versammelt sich hier keine fröhliche, zu Lust und Spiel aufgelegte Gesellschaft, und die Wände des Ballhauses vernehmen pathetische Worte und sind Zeugen eines großen Auftritts.

Siebenhundert Männer im Bürger- oder Priesterrock wiederholen mit erhobenen Händen die Eidesformel, die Präsident Bailly ihnen vorliest. Sie schwören, daß sie nicht auseinandergehen wollen, ehe sie, die Nationalversammlung, dem Lande eine Verfassung gegeben haben würden, und sie verkünden, daß die Abgeordneten dieser Versammlung unverletzlich sein sollen. Alsdann schickten sie eine Abordnung an den König, um ihm ihre Verwunderung ob der Aussperrung auszudrücken und ihm zugleich mitzuteilen, daß die Versammlung sich einen anderen Beratungsort gewählt habe, „um die

großen Angelegenheiten, die ihr obliegen, ununterbrochen fortsetzen zu können“.

„In den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken“ wurde diese Mitteilung abgefaßt und ebenso ehrfurchtsvoll überreicht. Doch diese Männer



Der Schwur im Ballhaus

im schwarzen Rock mit den erhobenen Schwurhänden sind wie ebenso viele dunkle Flecken im Sonnenantlitz von Versailles. Nach Aussage von Wetterkundigen bedeuten zahlreiche Sonnenflecken einen schlechten Sommer . . . Man braucht kein politischer Laubfrosch zu sein, um zu wissen, daß Versailles einen üblen Sommer haben und bringen wird . . .

V. DER ROTE KOMET

Am 3. Juli des Jahres 1789 hatte die große Stadt Paris nur noch einen Mehlvorrat von eintausend Säcken, und gegen Mittag gab es nur mehr in vereinzeltten Bäckerläden Brot zu kaufen. Man kann sich die Stimmung der Bevölkerung vorstellen und glauben, daß diese Stimmung nicht friedlicher wurde, als unablässig mehr und immer mehr Militär heranströmte und die Stadt unversehens mit drei Lagern zernierte, die mit einer drohenden Artillerie und gewaltigem Munitionsvorrat versehen waren. Es hieß, daß diese Truppen die ruhige Bürgerschaft vor etwaigen Pöbelexzessen schützen sollten, aber weder „die ruhige Bürgerschaft“ noch die Nationalversammlung war von solch königlich-väterlicher Fürsorge zu überzeugen, hatte vielmehr das deutliche Gefühl, daß das Kindbett einer Verfassung nicht unter Waffengelärm abgehalten werden solle. So schickte die Nationalversammlung wieder einmal eine Deputation an den König mit der Bitte, die Truppen zurückzuziehen, die, nach dem Wunsche der Versammlung, künftighin nicht nur auf den König, sondern auch „auf die Nation“ vereidigt werden sollten. Und dann versenkte sich die Nationalversammlung tief in die Vorlagen, die ihr von dreißig soeben eingerichteten Bureaus à vierzig Mitgliedern gemacht wurden. Selbstverständlich saß der Rechtsanwalt aus Arras in einem dieser Bureaus, und er war gewiß hochbefriedigt, daß an erster Stelle von neun Punkten, über die beraten werden sollte, „Erklärung der Menschenrechte“ — Freiheit, Gleichheit, Sicherheit und Eigentum — stand. Am 10. Juli aber wird er mit Bailly und dreiundzwanzig anderen Abgeordneten dem König eine neuerliche Adresse überreichen, die zwar immer noch „in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken“ abgefaßt ist, in der aber doch Mirabeaus Zornesatem weht: „Wenn Truppen von allen Seiten anrücken, wenn Feldlager errichtet werden, wenn der Widerhall von großen Geschützen ertönt, wenn die Hauptstadt gleichsam

in Flammen steht, — kann da die Nationalversammlung schweigen? Wir bitten Sie im Namen des Vaterlandes: schicken Sie Ihre Soldaten, die lärmende Artillerie, die fremden Truppen nach Haus. Ein französischer Herrscher ist nirgends sicherer als im Schoß seines Volkes, Abgeordnete der Nation sind berufen, um mit Ihnen, Sire, dem Lande eine Verfassung zu geben. Erlauben Sie, daß sie diesen wichtigen Auftrag in voller Freiheit erfüllen können.“

An jenem Julitage stand Robespierre zum ersten Male wieder dem König gegenüber, den er vor etwa fünfzehn Jahren im Collège Louis-le-Grand mit schwungvollen Lateinversen begrüßt hatte. Damals war der Freiplatz-Zögling Robespierre wohl ganz klein gewesen vor Ehrerbietung, und der plumpe Königsjüngling hatte trotz aller Linkischkeit und Unsicherheit gewußt: hier wie überall bin ich der Herr! Heute ist der Rechtsanwalt und Abgeordnete Robespierre der freie Bürger, der Worte übermittelt, die ebenso wenig knien wie er und seine Standesgenossen. Der königliche Mann aber, dem er diese Worte überbringt, ist heute in seinem Innern noch viel unsicherer als er je in seinem Auftreten war und zweifelt mit Recht, ob er heute noch irgendwo der Herr ist.

Ob Robespierre sich jener langvergangenen Stunde entsann? Ob sich ihm Betrachtungen über die veränderte Gegenüberstellung aufdrängten? Ob er in allem ein Walten der Vorsehung sah? Gewiß tat er das auf seine besondere Art. Ihm, dem Ideologen vom reinsten Wasser, kam gewiß nicht der Gedanke, daß ein klügerer und willensstärkerer König immerfort Herr der Lage geblieben wäre. Er, der Prinzipienreiter katexochen, war vermutlich überzeugt, daß die Geschehnisse so hatten kommen müssen, weil sie in „der Natur“, das heißt, in den Ansichten Jean Jacques', begründet lagen . . .

Wenn Graf Mirabeau sagte: „Die Stadt steht in Flammen“, so eilte er damit den Ereignissen um ein wenig, aber auch nur um ein wenig voraus. Paris brannte noch nicht, aber es qualmte und zündelte und knisterte schon überall. Aufläufe . . . Zusammenrottungen üblen Gesindels . . . mißhandelte Polizisten . . . Sturm auf die Bäckerläden und Gefängnisse . . . kurz die ganze Avantgarde, die eine Schlacht einleitet. Es braucht nur ein Funken zu fallen, ein einziger Funken, und das Pulverfaß Paris explodiert.

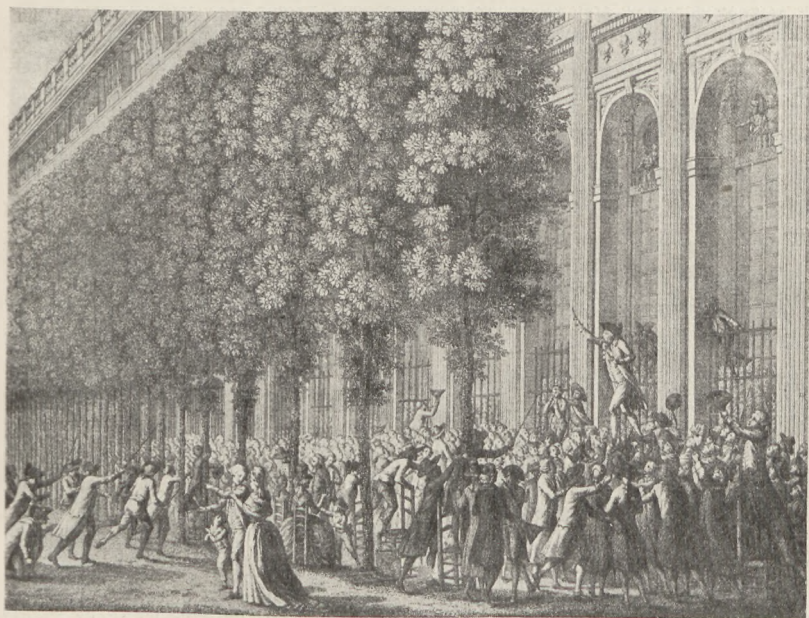
Der Funken fällt wenige Tage später. Fällt von Versailles her, dessen Ställe und Park von Pferden und Soldaten wimmeln und wo die deutschen Söldner vom Grafen Artois und der Gräfin Polignac, der verhängnisvollen Intimissima der Königin, mit Liebenswürdigkeiten und Leckerbissen überhäuft werden. Ja, ja, man war schon auf die fremden Truppen angewiesen, denn das Regiment Picardie hatte sich bereits geweigert, im Ernstfall auf das Volk zu schießen, weil es dadurch seiner Ehre als Bürger verloren ginge, und zwei Soldaten vom Garde du Corps hatten erklärt, sie ließen sich nicht als Patrouillen verwenden, denn hierzu seien sie nicht verpflichtet. Und als sie darauf wegen Ungehorsams entlassen werden sollten, trat das ganze Regiment solidarisch für sie ein und forderte insgesamt die Entlassung.

Nein, dieser König war schon nicht mehr der Herr, aber er wollte es noch nicht eingestehen, oder vielmehr seine Ratgeber duldeten nicht, daß er es eingestand, und so hatte er die Truppen nicht zurückgezogen, obgleich die um Paris lagernden Regimenter nach dem Beispiel der Garde du Corps sich ebenfalls verpflichteten, nicht auf das Volk zu schießen. Und trotzdem rief der schlechtunterrichtete König sie nicht aus ihren Lagern in ihre Garnisonen zurück und ließ, wie mit Blindheit geschlagen, den Funken in das Pulverfaß fallen. Dieser Funken war — die neuerliche Entlassung Neckers, der durch den Baron Breteuil ersetzt wurde. Die Reaktion schien im Anmarsch, denn das neuernannte Ministerium bestand aus lauter Leuten, die nicht nur dem Namen sondern der Gesinnung nach durchaus das waren, was damals als „aristokratisch“ unpopulär war.

Der erste, der die Nachricht von Neckers Entlassung nach Paris brachte, wurde für irrsinnig gehalten, so unfasslich erschien es dem Volke, daß der König eben jetzt den Mann fortschicken würde, der eine Stütze des Landes und der Nation war. Doch als sich herausstellte, daß der scheinbar Verrückte die Wahrheit gemeldet hatte, brach ein unbeschreiblicher Tumult los. Zusammenrottungen von braven Bürgern und von Gesindel . . . Geschrei . . . Drohungen . . . erhobene Fäuste . . . Schnell werden alle Theater, Cafés und Läden geschlossen, denn alles sieht schon nach Sturm und Plünderung aus. Im Palais Royal hat ein kleiner Unternehmer bis zur Stunde Wachsbüsten bekannter Persönlichkeiten gezeigt . . . „Hast du die Büsten

Neckers und des Herzogs von Orléans?“ „Gewiß!“ „Her damit! Wir wollen sie im Triumph durch die Straßen tragen, damit die Aristokratenhunde und die Verräter in Versailles sehen, wem wir unser Vertrauen schenken!“ Wer „verdächtig“, das heißt, aristokratisch scheint, wird überfallen, mißhandelt und kann von Glück sagen, wenn er mit dem Leben davonkommt.

Aber wo bleibt das Militär, das doch, „um Unruhen zu verhüten“,



Camille Desmoulins ruft das Volk zu den Waffen

zwischen Versailles und Paris und um Paris herum gelagert wurde? Das Militär — traut sich nicht in die Hauptstadt hinein, weil es fürchten muß, hinterrücks, aus Fenstern und von Dächern herab erschossen zu werden. Seine Lust, die aufsteigende Volksmeuterei niederzuschlagen, ist auch gering. Gleichviel ob Dragoner, Garden oder Invaliden — sie kommen als gute Freunde in die Stadt, werden freudig empfangen und vom Pöbel im Palais Royal fein bewirtet. Wer die Kosten dieses grandiosen Festessens bezahlte? Niemand fragt danach. Selbst die Schweizer Garden wollten die Hände zum lecker be-

reiteten Mahle heben, aber als ihre Vorgesetzten ihnen das Ungehörige ihres Betragens vor Augen führten, besannen sie sich auf ihre Pflicht und marschierten, wie ihnen befohlen ward, in die Gegend von Versailles ab.

Die Nationalversammlung schickte indessen wieder einmal eine Adresse an den König, in der die Rückberufung Neckers, die Entlassung der neuen Minister, die Zurückziehung der Truppen und die Bildung einer Bürgermiliz gefordert wurde. Die königliche Antwort lautete sehr hochnasig: „Mir allein kommt es zu, zu bestimmen, ob es richtig sei, die abgedankten Minister zurückzurufen. Die augenblickliche Lage gestattet noch keine Zurückziehung der Truppen. Die Stadt Paris ist zu groß, als daß es möglich wäre, einer Bürgermiliz die öffentliche Sicherheit anzuvertrauen. Ich werde nicht aufhören, die Abgeordneten zu ermahnen, ihre wichtige Arbeit ununterbrochen fortzusetzen.“

Man kann sich denken, daß diese Stellungnahme weder die Nationalversammlung noch die Hauptstadt befriedigte. Hier war es inzwischen schon zu den ersten Kämpfen zwischen Bürgerlichen und königstreuen Regimentern gekommen. Der erste Schuß war vom Regiment Royal Allemand gefallen, das erste Blut geflossen, und die wildgewordene Menge schrie, brüllte, johlte nun: „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Wir sind verraten! Zu den Waffen! Wehre sich, wer kann!“ Von allen Türmen läuten die Glocken Sturm . . . Wer nicht Waffen tragen kann, verschließt sich ängstlich zu Hause. Glückliche die, denen gestern noch Postpferde zur Verfügung standen, um fliehen zu können. Heute, am 14. Juli, ist diese Möglichkeit abgeschnitten; denn niemand darf mehr die Stadt verlassen, könnte es auch nicht, weil eben keine Postgäule mehr vorhanden sind. So groß ist die gestrige Zahl der Flüchtlinge gewesen! Alle ansässigen Bürger werden in den Kirchen zusammengerufen, um die vom König verweigerte Bürgermiliz zu bilden, und alsbald melden sich Tausende . . . Zehntausende . . . Der 14. Juli findet die Stadt kampfbereit.

Zwar in den Morgenstunden schien sie, gleich allen Nervösen, nicht zur Arbeit aufgelegt, um Mittag aber begann ihr Blut zu kochen, und wieder schrie, brüllte, johlte es:

Zu den Waffen! Zu den Waffen!

Sie stürmen die Militärschule . . . brausend wirft sich die Menge gegen das Tor des Invalidenhauses, das außer alten Soldaten auch etliche Geschütze und Munition besitzt.

Waffen, Waffen!

Der Kommandant, Herr von Sombreuil, wagt keinen Widerspruch. Wozu die alten Veteranen nutzlos hinopfern? Sie wollen Waffen? Schön! Gebt sie ihnen!

Die Tore des Invalidenhauses öffnen sich. Brandend stürzt die Menge hinein, kehrt stolz mit Flinten, Kanonen und Munition zurück, Besitz, der gestern noch dem König gehörte wie die Veteranen, die in ihren jungen Tagen bereit waren, für ihn und sein Haus zu sterben . . .

Nun steigt über dem Schrei nach Waffen ein anderer gellend empor:

Zur Bastille! Zur Bastille!

In der Bastille muß noch ein großes Waffenlager sein! Die Waffen gehören von heute an der Nation!

Zur Bastille! Zur Bastille!

Auch der Kommandant der Bastille, Herr von Launay, wagt scheinbar keinen Widerstand. Gibt Befehl, die Zugbrücke zu senken, um die zu ihm beordnete Bürgerkompanie einzulassen. Siegesfroh und arglos betreten sie den düstern Hof des Gefängnisses, das soviel Jammer und Ungerechtigkeit angesehen hatte. Als brave Bürger wußten sie nicht, daß Festungen, wie immer sie sein und heißen mögen, nur selten ohne Blutvergießen genommen werden. Kaum aber haben sie den Hof betreten, da werden sie von Flinten und Geschützen niederkartätscht.

Blutzeugenschaft macht unwiderstehlich. Das Blut dieser Getöteten glich der Oriflamme der einstigen Könige Frankreichs. Die alte hatte über den Häuptern geweht, die neue lag auf dem Steinpflaster des düstern Hofes, und wie ihre Ahnfrau kündete auch sie höchste Not:

Zum Sturm! Zum Sturm!

Flintenschüsse knattern . . . Kanonen donnern. Brausend, rasend, brüllend, einer fürchterlichen Woge gleichend, werfen sich Miliz und Volk in breiter Brandung gegen Gemäuer, das Jahrhunderten getrotzt hatte. Flintenschüsse knattern . . . Kanonen donnern. Immer

wilder frißt sich die breite Brandung in das Gemäuer ein. Wie lange wird es noch standhalten?

Ein Kanonenschuß sprengt das Tor. Der richtige Herold für einen Sieger. Schon ist die verräterische Zugbrücke heruntergerissen . . . überklettern Soldaten und Miliz die schwarzen Schreckensmauern.

„Rache! Rache! Rache für unsere gemordeten Brüder! Rache für die gefallenen Nationalgarden! Rache für jahrhundertelangen Frevel! Rache für alles, was hier geschah! Rache für alles, was uns geschah!“

Ein entsetzliches Strafgericht hebt an. Schon rollen zwei Köpfe auf das Steinpflaster: eben noch gehörten sie Herrn von Launay und seinem Adjutanten. Und schauerlich! Dort liegt gelblich, mit blauunterlaufenen Nägeln eine abgehauene Hand: die Hand des Kerkermeisters, die grausame Hand, die hier die Pforten schloß.

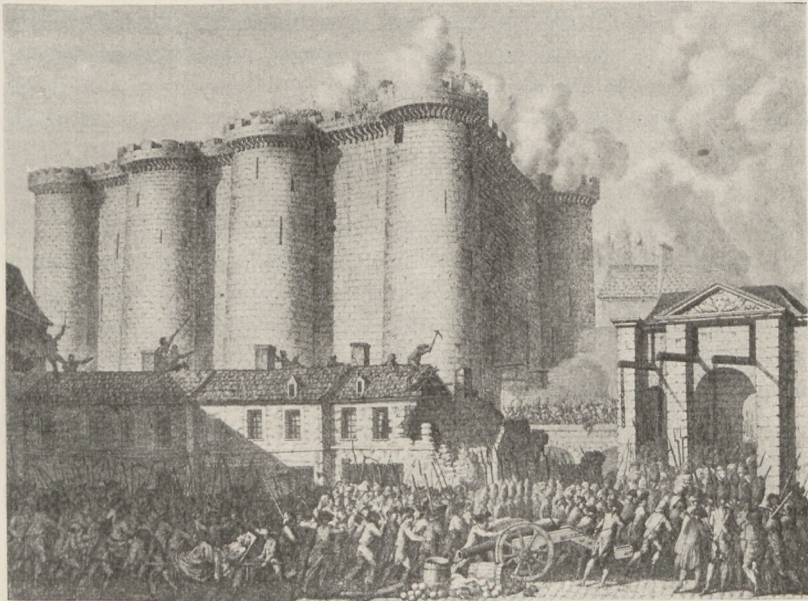
Freundes- und Feindesblut ist über die Oriflamme der Gemordeten hingeströmt, Rache ist genommen und wird noch genommen werden — im Augenblick aber ist es an der Zeit, Milde walten zu lassen oder vielmehr Gerechtigkeit, wie man sie eben in Zeiten des Aufstands versteht. Alle Papiere, die sich finden, werden verbrannt, alle Gefangenen befreit. Der Wahrheit die Ehre, es waren ihrer nur mehr etliche, und der eine von ihnen, ein etwas idiotischgewordener alter Mann mit einem Weichselzopf bot einen wenig erbaulichen Anblick. Doch was tut's? Man wird ihn um so lieber als „Opfer der Tyrannei“ im Triumph durch die Straßen führen!

Die wilde Brandung ist verebbt. Schon will der Tag sich neigen. Es ist Zeit, daß die Sieger sich der „guten Stadt Paris“ zeigen, sich und ihre Trophäen: die abgeschlagenen Köpfe der Herren von gestern. Aufgespießt trägt man die Totenhäupter umher, und ihr stummer Mund kündet beredter als irgendeine Proklamation, daß das Volk heute und für immer Herr der Zwingburg geworden ist. Morgen schon wird mit der Schleifung des fürchterlichen Bollwerks begonnen, und über ein Weilchen wird der Fremde, der nach Paris kommt, sich über neuartige, seltsame Ohrgehänge und Broschen der Pariserinnen wundern. Grau, glanzlos und unscheinbar sind sie und dünken doch ihren Trägerinnen köstlicher als Diamanten und Rubinen; denn sie sind aus Splintern der zerstörten Bastille gefertigt.

Versailles aber, die Sonne, wußte so wenig von dem, was am 14. Juli geschehen, daß der König ruhig auf die Jagd gegangen war und in sein Tagebuch einzeichnete, an besagtem Tag sei nichts von Bedeutung vorgefallen . . .

★

Kanonenschüsse rufen zuweilen Taubheit hervor, der Schuß jedoch, der das Tor der Bastille gesprengt hatte, übte eine heilsame



Einnahme der Bastille

Wirkung auf das Gehör des Königs aus. Ludwig vernahm jetzt deutlicher die Stimme des Volkes und das Gebot der Stunde und tat also, was gestern ein Zeichen des Verständnisses gewesen wäre, heute aber nur ein Beweis der Schwäche war: er entließ sein neues Ministerium und rief Necker zurück. Auch erschien er unvermutet in der Nationalversammlung, wie ein Bürger, ohne militärisches Geleit, erklärte, daß er sich der Versammlung anvertraue, und gab ihr bei dieser Gelegenheit zum ersten Male den von ihr selbst gewählten Namen, den anzuerkennen er sich bislang geweigert hatte.

Die Versammlung war von diesem impulsiven Entgegenkommen gerührt, man jubelte dem König zu, und alles schien im besten Einvernehmen. Da gab es aber für Versailles schon wieder einen neuen Schreck. Es verlautete, daß der Erdkreis Paris sich auf seine Sonne stürzen wolle, um ihr den schon nicht mehr überhell leuchtenden Glanz zu rauben . . .

„Paris marschiert! Paris will den König in seiner Mitte sehen!“

Welche Forderung umschlossen diese Worte, welche Ängste riefen sie hervor! Die Königin, deren Seele im Unglück jener Größe entgegenreifte, die sie als die echte Tochter einer alten Herrscherrasse kennzeichnete, die Königin zittert bei dem Gedanken, den König in diese Stadt zu lassen, die noch dampft von Mord und Kampf. Denn es war nicht bei den Bastillenkriegern geblieben. Herr von Flesselles, der Vorstand der Kaufmannschaft, war scheußlich gemordet worden, weil man (angeblich oder wirklich) in den Taschen des toten Bastillenkommendanten einen Brief Flesselles' gefunden hatte, in dem er Launay die Zufuhr von Munition und Hilfe versprach: „Bis dahin mag sich die Kanaille erlustieren.“ Und Foulon, Generalintendant der Finanzen, dem sie das herzlose Wort nach-erzählten: „Wenn die Pariser kein Brot haben, sollen sie Gras fressen!“, Foulon und sein Schwiegersohn waren abgeschlachtet worden, Foulons Haupt, dem sie ein Grasbüschel in den Mund gestopft hatten, wurde aufgespießt umhergetragen, der Leichnam durch die Straße gezerrt.

Und in diese Stadt, die starrt von den Waffen der Nationalgarde, in der Tag für Tag die Hammerschläge erschallen, unter denen die Bastille einstürzt, — in diese Stadt will sich der König wagen! Marie Antoinette bebt, als zöge er in die Schlacht, der König aber ist willens, auch jetzt dem Wunsche des Volkes nachzukommen. Wohl hatte sein Schwager Josef recht, als er einst von ihm meinte: „er ist dazu geschaffen, um von einer Hörigkeit in die andere überzugehen“, aber an persönlichem Mut hat es Ludwig nie gefehlt, und was immer man ihm vorwerfen mag, Feigheit, das Kennzeichen der Niedriggeborenen, hat er nie gekannt. Nur die Vorstellung, daß Paris auf Versailles marschieren könnte, verursacht ihm so gewaltiges Unbehagen, daß er alsbald nach Paris melden läßt, er werde kommen.

Statt eines Militärkordons geleiten ihn hundert Abgeordnete der Nationalversammlung in die Hauptstadt, die sich zu festlichem Empfang gerüstet hat. Unter diesen Hundert befindet sich auch der Rechtsanwalt Robespierre. Seit seinen Schul- und Studienjahren hat er Paris nicht wieder gesehen. Damals war er ein armer Teufel, der aus Staatsmitteln gnädig einen Freiplatz und Stipendien bekam, heute betritt er Paris als Mann, betraut mit einer Sendung, und sein Ideologenherz jauchzt, da er das Antlitz der Stadt so völlig verändert sieht. Nein, dies war nicht mehr das Paris der „Tyrannen“, nicht mehr der Erdkreis, der sich ergebenst um die Sonne von Versailles drehte! Überall die zur Nationalgarde erhobene Bürgermiliz, die der Marquis Lafayette, einst Vortänzer der Königin, kommandiert! Überall die dreifarbige Kokarde, die dem Weiß der Bourbonen das Blau-rot der Hauptstadt vermählt und damit kundgetan hat, daß sie neben dem Herrscher als gleichberechtigt zu stehen wünsche. Nicht nur Miliz und Soldaten tragen sie, nicht nur Bürger und Bürgerinnen, sondern auch Mönche und Nonnen, die zum Empfang des Königs erschienen sind. Überall ertönt der Ruf: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Nation!“, und an der Barriere von Passy überreicht der neue Bürgermeister, Bailly, dem König die Schlüssel der Stadt:

„Es sind dieselben, die Heinrich IV. überreicht worden sind. Er hatte sein Volk zurückerobert, heute hat sich das Volk seinen König zurückerobert!“ Armer, erobertes König! Um erobert zu werden, muß man besiegt sein, und besiegt ist Ludwig und in ihm das Königtum. „Geschaffen, um aus einer Hörigkeit in die andere überzugehen“ . . . Gehorsam steckt er die Freiheitskokarde, die ihm überreicht wird, an seinen Hut, sagt: „Das Volk kann immer auf mich zählen!“ und ist im übrigen genau so ungewandt und ergriffen, wie er stets bei Anlässen ist, die ihm die eigene Schwäche zum Bewußtsein bringen. Was in seinem Innern vorging, hat er vermutlich keinem Menschen oder nur bei der Heimkehr seiner Frau verraten. Wie aber der Rechtsanwalt Robespierre empfand, wissen wir genau aus einem Brief, den er über diese ganze Fahrt schrieb: „Kein Wort ist mächtig genug, um dies erhabene Schauspiel zu schildern, und noch weniger könnte es die Gefühle wiedergeben, die es in allen fühlenden Herzen hervorrief. Stellen Sie sich einen König vor, dessen Namen

gestern noch die Hauptstadt und mit ihr ganz Frankreich erzittern machte, und dieser König schreitet heute durch ein zwei Meilen langes dreifaches Bürgerspazier, und in diesen Bürgergarden erkennt er immer wieder Soldaten von gestern, immer wieder vernimmt er den Schrei des Volkes: Es lebe die Freiheit! Es lebe die Nation! Und diesen Schrei vernimmt sein Ohr zum erstenmal in seinem Leben.“

Gewalt — Blut — Mord — Robespierre blickt über sie hinweg, sieht sie überhaupt nicht. Sein Ideologenhirn weiß nur von „Freiheit“ und vom „Recht des Volkes“, und auch die provinziellen Aufstände und Greuelthaten, von denen Lally-Tolendal wenige Tage nach dem Bastillensturm der Nationalversammlung berichtet, gehören für den Rechtsanwalt aus Arras zum „Recht des Volkes“. Ein Wüterich also? Ein Anarchist? Keine Spur davon, aber ein Ideologe! Ein Ideologe, der buchstäblich in Ohnmacht fiel, wenn er jemals ein abgeschlagenes Haupt erblickte, denn er kann (ein schauerlicher Witz der Natur!) kein Blut sehen, nicht einmal das eines geschlachteten Tieres! Aber er sieht all die Greuel, die heute schon sind und die morgen sein werden, niemals mit seinen leiblichen Augen, und niemals tritt ihm in menschlicher Gestalt der Jammer entgegen, der an der Leiche eines geliebten Gatten und Vaters, einer ermordeten Frau und Mutter klagt. Robespierre weiß nichts von der Welt, wie sie ist, er weiß nur von der Welt, wie sie sein müßte. Er kennt keine Menschen und Menschenschicksale, er kennt nur den literarischen Begriff „die Unterdrückten“. Gewiß, er hat in Arras Armenprozesse geführt, hat mannhaft um das Recht auf den Blitzableiter gestritten, aber schließlich waren dies alles Zivilprozesse, in denen es um Hab und Gut, um Fortschritt oder Dummheit, nie aber um Tod und Leben ging. Nie kam diesem eingefleischten Ideologen in den Sinn, daß es auch im freiesten Staat nicht angeht, ohne weiteres Adelssitze zu plündern, niederzubrennen oder in die Luft zu sprengen. Adelssitze gehörten zum Begriff „die Bedrücker“, und nie fiel ihm ein, daß es immerhin auch würdige Adelige und unwürdige Bürger geben könne. Die Menschheit teilte sich für ihn in weiße und schwarze Schafe. Die schwarzen waren die Verderber und mußten ausgerottet werden, damit die guten weißen, tugendhaft und erhebender Gefühle voll, ihres Weges zur Freiheit

gehen konnten. Und wenn die Menschheit zu drei Vierteln aus schwarzen Schafen bestünde, — gut, dann wird man eben drei Viertel der Menschheit ausrotten! Er sagt das nicht, in jener Zeit denkt er es auch nicht, denn die Ära der Ausrottung hatte noch nicht begonnen. Aber da er Menschen nicht kennt, Gewalttaten und Jammer nie sieht, ist für diesen Juristengeist alles nur ein Rechenexempel, das glatt aufgehen muß, wenn die Freiheit siegen soll. Lally-Tolendal, der Sohn jenes Grafen Tolendal, der einst einem Justizmord zum Opfer gefallen, war anderer Meinung, stellte den Antrag einer „Proklamation an das Volk“, die es an die vom König empfangenen Wohltaten erinnern und es auffordern sollte, die Ruhe und öffentliche Sicherheit nicht weiter zu gefährden. Doch schon überwand der Rechtsanwalt aus Arras seine Scheu zu sprechen und fand: „Man muß den Frieden lieben, aber nicht weniger die Freiheit.“ Und er zerpfückt den Antrag Lally-Tolendals und erklärt, daß er sich zu leicht gegen diejenigen anwenden lasse, die der Freiheit gedient haben und aufgestanden sind, um eine entsetzliche Verschwörung des Hofes zunichte zu machen. Obendrein sei er geeignet, die Herzen aller guten Bürger mit Unruhe zu erfüllen, „und das in einem Augenblick, wo die Kabalen der Feinde der Revolution noch die ganze Tatkraft aller Patrioten erforderlich machen können“. In diesen Worten offenbart sich der ganze Robespierre mit seiner Unkenntnis von Menschen, mit seinem latenten Mißtrauen. Er wird von Marat, dem Kommunisten, der mit dem Abschaum der Straße fraternisiert, weit abrücken, weil er die üblen Instinkte dieses Abschaums vor Augen hat, aber es fällt ihm nicht ein, daß die Plünderer, Mordbrenner und Bombenwerfer der Provinz auch nichts anderes sind als Abschaum . . . O nein! Sie sind „Patrioten“, die für die Freiheit gekämpft haben! Für ihn gibt es eben nur zwei Gewalten: Dinge, über die er nicht wegsehen kann, und die Idee. Er besitzt keine Spur von Instinkt, von jener Divinationsgabe, die zum großen Menschen gehört. Er ist verbissen in die Idee, scheint zuweilen kaum etwas anderes als eine in einen Menschenleib gesteckte Idee. So, als Sendbote seiner Idee und als Geleitsmann des Königs, betrat er nach jahrelanger Abwesenheit Paris wieder, das über ein kurzes heftiger vor ihm zittern wird, als es je vor einem Ludwig gezittert hatte . . .

So groß die Freude über einen Sieg auch sein mag, — wenn der Hunger um die Sieger schleicht, mindert sich die gehobene Stimmung merklich, und dem Pathos des Festtages folgen die Nöte des Alltags. Ja, man hat die Bastille zerstört, man hat den König nach Paris „erobert“ (sprich: befohlen), man hat eine Nationalgarde und eine trikolorre Kokarde, — aber gibt es deshalb etwa mehr und billigere Lebensmittel? Müssen deshalb nicht nach wie vor die Hausfrauen stundenlang vor den Bäckerläden anstehen? Steigen deshalb die Preise nicht täglich? Muß man deshalb nicht fürchten, daß eine richtige Hungersnot vor der Türe steht, und daß das schreckliche Wort vom Grasfressen Wahrheit werde? Hunger ist nicht nur der beste Koch, wie das sanfte Sprichwort behauptet, er ist auch der beste Hetzer, der erfolgreichste Revolutionär. In Paris beginnt es wieder zu gären, zu brodeln . . . will ausbrechen . . . rasen . . . Zornig richten sich die Blicke nach Versailles, nicht etwa auf die Nationalversammlung, sondern auf das Märchenschloß, in dem soeben ein neuangekommenes Soldatenregiment — Regiment Flandern — köstlich bewirtet und von den Majestäten mit Huldbeweisen überhäuft wird . . . Jawohl, die geben Gastmähler, indes wir, in Paris, nicht wissen, ob wir morgen noch ein Stück Brot haben werden! Denen fehlt nichts . . . die lassen sich nichts abgehen . . .

Gleich wurde auch (und gewiß nicht ohne Grund!) das im Franzosen so tief eingewurzelte Mißtrauen wach. Was soll dies Regiment Flandern? Genügt zur Bewachung der Majestäten die Nationalgarde nicht mehr? Wozu diese fremden Soldaten, die mit Champagner und Leckerbissen regaliert werden? — Mißtrauen, Unwille und Hunger steigen . . .

Ist's möglich? Darf man seinen Ohren trauen? Beim Festmahl für das Regiment Flandern hat es antinationale Demonstrationen gegeben? Die Musik hat aus Grétrys „Richard Löwenherz“ die Arie gespielt: „*O Richard, o mon roi, l'univers t'abandonne!*“, und da haben die Offiziere ihre Säbel gezogen, die dreifarbige Kokarde von ihren Hüten gerissen und die weißen angesteckt, die ihnen die Königin reichte.

Verrat! Verrat!

Was hilft es solcher Volksstimmung gegenüber, daß die Nationalversammlung wirklich eine Herkulesarbeit vollbringt? Sie schafft alle Feudalrechte ab, willig oder auch unwillig entsagen Adel und

Klerus ihren Privilegien. Alle sind künftighin vor dem Gesetze gleich. Es gibt keine käuflichen Ämter mehr. Jagd und Fischfang sind frei. Alle Sondervorrechte der Provinzen, Städte usw. sind aufgehoben. Frankreich wird überhaupt keine Provinzen mehr haben, sondern Departements, die eine straffere Zentralisierung der Verwaltung gestatten. Glaubensfreiheit für alle. Kein Zwang der Gewissen mehr, keine Gelübde, die Zwang hält. Mönche und Nonnen mögen, sofern sie wollen, ihre Klöster verlassen oder in ihnen bleiben, — der Mensch ist frei geboren und niemand darf ihm Fesseln anlegen, auch nicht die einer aufgedrängten Freiheit. Die Priester werden künftighin den Bürgereid leisten müssen, aber im übrigen wird niemand sie hindern, ihren Amtspflichten nachzugehen. Jeder Bürger kann ohne Ansehen der Geburt jegliches Amt und jegliche Würde erlangen . . .

Dies alles und noch viel mehr vollbringt die Nationalversammlung, und niemand wird leugnen, daß sie redlich bemüht ist, in friedlicher Arbeit die Neugeburt des alten, kranken Landes vorzubereiten.

Aber die Teuerung! Der Hunger!

Herr Necker hat allerdings bei seiner zweiten Entlassung dem König sagen lassen, daß bis zum Beginn der neuen Ernte genügend Getreide vorhanden sei, — aber wo ist es?

Wieder richten sich zornige Blicke nach Versailles.

Die werden schon wissen, wo es ist! Die leiden keine Not! Die sitzen fern vom Elend und lassen uns krepieren!

Es gärt, es brodelte, es schäumt, es drängt zum Ausbruch . . . Die Weiber werden rasend, die Weiber, die, überreizt von den Mühsalen des Tages, sich nachts mit der Frage zerquälen, was morgen wohl eine Unschlittkerze, eine Staupe Salat, ein Ei kosten wird, und die beim Morgengrauen, überwacht, von hungrigen Kindern bedrängt, zum Bäcker laufen, der ihnen vielleicht nach stundenlangem Anstehen eröffnet, daß es für heute nichts mehr gibt. Und Megären stehen auf, wie sie wohl nur Frankreich kennt, Scheusale, die sich, da sie jung waren, in Lüsten wälzten und die sich jetzt in Blut und Greueln eine letzte Sensation holen möchten . . . Männliches Gesindel aller Art eilt herbei . . . schließt sich ihnen an . . .

Hunger im Leibe, Wut im Gesicht und auf den Lippen den höhnischen Ruf: „Wir holen die ganze Bäckerfamilie heim!“ zieht dieser

Höllensbreughelzug nach dem Märchenschloß, sprengt die Gitter . . . überschwemmt den Park . . . mordet Wachen, die sich, getreu ihrer Pflicht, ihm entgegenwerfen wollen . . . Im Schloß rennt alles entsetzt, kopflos durcheinander . . . Kein anderes Wort hat hier ja von jeher so schrecklichen Klang gehabt als: Paris marschirt auf Versailles! Alle sind kopflos, und doch hat die Monarchie hier einen großen Augenblick, den Augenblick, in dem die Königin dem brüllenden Wunsch (sprich: Befehl) des Pöbels nachgibt und sich ihm auf dem Balkon zeigt. Sie hält ihre Kinder an der Hand und blickt ruhig, mit dem blanken Mut eines Soldaten auf das johlende Gesindel, das ihr zuschreit: „Keine Kinder! Die Kinder weg!“ Mit einer einzigen Handbewegung schiebt sie die Kinder ins Gemach zurück, stützt die beiden Hände auf die Balustrade des Balkons und sieht ruhig Menschen ins verzerrte Gesicht, die schon Flinten auf sie anlegen wollen. Wie sie aber die wehrlose Frau da oben sehen, die keine andere Wehr hat als ihren blanken Soldatenmut, senken sie beschämt die Waffen . . .

Marie Antoinette waren in ihrem Königinnenleben drei große Augenblicke bestimmt. Den ersten hat sie jetzt erlebt, an diesem 6. Oktober des Jahres 1789. Die anderen werden bald folgen . . .

Das Volk hat sich seinen König wieder einmal „erobert“, will sagen, es schleppt ihn und seine Familie nach Paris. Ehrengeliebt ist der Höllensbreughelzug, der triumphierend auf Piken die abgeschlagenen Köpfe der gefallenen Wachen dem königlichen Wagen voranträgt. Und jauchzend umtönt die königliche Kutsche der Hohnruf: „Wir bringen die ganze Bäckerfamilie! Den Bäcker samt der Bäckerin und dem Bäckerjungen!“

Nun ist die Sonne von Versailles erloschen. Paris hat sich auf sie gestürzt, hat sie verschlungen. Paris dreht sich fürderhin nicht mehr ehrfurchtsvoll um ein anderes Gestirn. Paris ist sich zugleich Erdkreis, Sonne und Komet, der mit feurigem Schweif den Himmel peitscht. Erbleichend blicken die Herrscher Europas auf das rotleuchtende Himmelszeichen. Es verkündet:

REVOLUTION

VI. MENSCHENRECHTE, HANDELSBILANZ UND CYTHERE

Mit der Überführung der königlichen Familie in die Tuilleries begann die Emigration. Die erste, die sich empfahl, war die Intimissima der Königin, die Gräfin Polignac, und kaum weniger eilig entfernte sich Graf Artois, der nach seiner Auffassung nichts mehr in Frankreich zu tun hatte und dem ein Schweif Adelliger folgte, um an kleinen deutschen Höfen für die gerechte Sache der Monarchie zu werben. Es gab unter ihnen viele aufrichtige Getreue des alten Systems, aber auch viele, die den Ratten eines sinkenden Schiffes glichen . . .

Versailles verödete; denn auch die Nationalversammlung übersiedelte nach Paris, wo sie in der Salle du Manège, der königlichen Reitschule, tagte. Robespierre mietete sich in zwei sehr einfachen Zimmern in der Rue Saintonge ein, die er sogar eine Weile mit einem jungen Manne teilte, der ihm zeitweise als Sekretär diente oder seine Reden abschrieb; denn Robespierres Augen waren schwach und bedurften immer wieder großer Schonung. Noch ein dritter Zimmergenosse war da: die dänische Dogge Brount. Der Rechtsanwalt aus Arras war seiner Tierliebe treu geblieben, und da man in einem Mietszimmer nicht gut Tauben züchten kann, hielt er sich eben einen Hund. Wie in Arras war auch hier seine Lebenshaltung die denkbar einfachste. Jean Jacques' Reich, die Nationalversammlung, der Jakobinerklub, das war der Kreis, in dem sich seine Tage bewegten. Mehr hatte er nicht und mehr brauchte er nicht, um sein Leben als ausgefüllt und befriedigend zu betrachten.

Gleich Pilzen schossen in jenen bewegten Tagen politische Männer- und auch Frauenklubs aus der Erde, die im Lauf der Jahre ihre Meinungen zwar nicht änderten, aber doch, wie man heute sagen würde, „ausbauten“, nämlich, jeder in seiner Art, immer versteifter und unduldsamer wurden. Sie alle überragte mit immer wachsender

Macht der Jakobinerklub, der mit Robespierres Namen unlöslich verknüpft bleibt. Aus ihm ging der Klub der Cordeliers hervor, den die ganz wilden „Enragés“ als Tummelplatz des wüstesten Radikalismus gegründet hatten. An Bedeutung wesentlich geringer war der Klub der Feuillants, der die sogenannten „Gemäßigten“, nämlich die Muß-Republikaner und die heimlichen Royalisten, umschloß.

Zunächst freilich, da noch die Parteiinteressen im Hintergrunde standen und ein großer Gedanke alle umfing, fanden sich im Jakobinerklub Elemente zusammen, die späterhin weit auseinander gehen und sich buchstäblich bis aufs Blut bekämpfen sollten. Da ist Camille Desmoulins, der stotternde Schulfreund Robespierres, gleich ihm Jurist und ein politischer Draufgänger, dessen Witz ebenso flink ist wie seine Zunge ungenlenk. Da ist noch ein anderer Jurist, der über und über verschuldete, verlotterte Advokat Danton mit dem vulkanischen Temperament und der Donnerstimme, die alle mit fortreißt. Da ist Chaumette, dessen subalternem Hirn später die Idee entspringen wird, die Kirche Notre-Dame in einen „Tempel der Vernunft“ umzuwandeln. Und Pétion ist da, der eitle Tyrannenhasser, der sich am Tage von Varennes einbilden wird, daß des Königs Schwester, Madame Elisabeth, ihm schöne Augen mache. Und Graf Mirabeau ist da, der adlige Volkstribun, mit dem feisten pockennarbigen Schlemmergesicht, der die Nöte des Landes mit seiner Assignatenflut zu kurieren meint und der vielleicht die Monarchie hätte retten können, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. († 2. April 1791.) Und die Abgeordneten der Gironde sind hier, die nicht ahnen, daß eben von diesem Klub aus dereinst ihr Untergang beschlossen werden wird. Ihnen gesellt sich ein wenig später Roland de la Platière, der langweilige, ältliche Inspektor aus Lyon, der über ein Weilchen und für ein Weilchen Minister spielen darf und der trotz seines wechsellvollen und tragischen Geschicks nur durch seine ebenso verstiegene wie heroische Frau berühmt werden wird. Auch der Baron Cloots ist da, der steinreiche närrische deutsche Baron, der zu gleicher Zeit die Revolution und Friedrich den Großen anbetet und eine der vielen deutschen Motten ist, die trunken in das große Licht flogen, das im Westen aufgegangen war, und die elend in ihm verbrannten. Auch Marat wäre hier zu sehen,

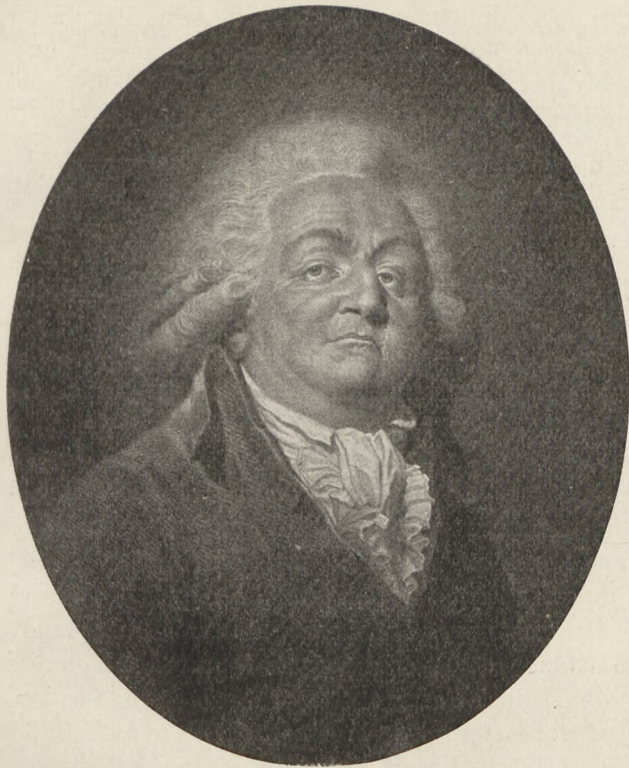
wenn er sich nicht just wegen eines anhängigen Verfahrens — Aufreizung zum Aufruhr — versteckt hielte, Marat, der ehemalige Stallarzt des Herzogs von Orléans, der blutrötteste aller Kommunisten, und bald der Abgott der Straße, der er das Recht auf Plünderung und Mord zuspricht. Auch Hébert ist da, der frühere Bediente und Theaterbilletteur, der gemeinen Diebstahl hinter sich hat, bald aber sein berühmtes Blatt „*Père Duchêne*“ herausgeben wird. Und noch viele andere sind da, deren Namen zur Revolution gehören, teils sehr, teils weniger ehrenwerte Erscheinungen (Revolutionäre können nicht gar so wählerisch sein!), und die Aufnahme in den Klub, der in dem alten Kloster der Jakobiner seine Sitzungen hält, ist nicht so einfach, wie man denken sollte. Wer aufgenommen werden will, muß zwei Paten haben, und am Eingang des Klublokals wird strenge Kontrolle geübt. Als Kontrolleur steht dort neben einem kleinen Schauspieler der Herzog von Orléans! Da sage noch einer, daß dieser Königsvetter nicht ein echter Volksfreund ist!

Niagarafälle von Reden brausen jetzt über Paris hin. In den Klubs wird geredet, in den Cafés wird geredet, auf öffentlichen Plätzen wird geredet, ganz zu schweigen von der Nationalversammlung, die bald zu einem geredeten Ozean anschwillt. Und da Drucker-schwärze und Papier geeignet sind, Zungengeläufigkeit wirksam zu unterstützen, stürzen Kaskaden von neu gegründeten Zeitungen auf die nach innerpolitischen Nachrichten gierige Bevölkerung herab. Marats „*Ami du Peuple*“ gesellt sich Desmoulins „*Revolutions de France et de Brabant*“, Brissots „*Patriote français*“, Barères „*Point du jour*“, Corsas „*Courrier de Versailles*“, Carra und Merciers „*Annales patriotiques*“. Ihnen stehen natürlich ebenso viele oder beinahe ebenso viele reaktionäre Blätter gegenüber, und diese wie jene verstehen es meisterhaft, die Bevölkerung immer aufs neue zu beunruhigen, ihr immer wieder einen wirklich oder angeblich aufgedeckten Putsch der Gegenpartei zu servieren. Verständigung und Frieden kommen auf diese Art natürlich nicht zustande, wohl aber fressen Hader und Haß sich immer tiefer ein, — aber was liegt daran? Jeder sagt zwar, daß das Land, das Allgemeinwohl seine größte Sorge sei und sein müsse, in Wahrheit aber wird sehr bald die Partei, die Parteimeinung über alles andere

gestellt. Mag das Land zugrunde gehen, wenn nur die Partei erhalten bleibt!

Robespierres Partei ist die der „Bedrückten“, und Bedrückung ist in seinen Augen alles, was von rechts vorgeschlagen oder vertreten wird. Er redet viel für und noch mehr gegen, besonders gegen Mirabeau, der wohl ein Fortschrittler, aber keineswegs ein Umstürzler ist und den er in seinem Herzen verachtet, „weil sein Charakter unlauter ist“. Dieser gewiß nicht unrichtigen Behauptung stellte Mirabeau das anerkennende Wort gegenüber, das ebensoviel Menschenkenntnis wie Zynismus verrät: „Dieser Mensch wird viel erreichen, denn er glaubt, was er sagt.“ Ja, dies unterschied den Advokaten aus Arras wesentlich von sehr vielen der Männer, die sich in jenen Tagen mit den Geschicken Frankreichs befaßten. Er glaubte durchaus, was er sagte. Nie gab es für ihn Konjunktur, Schwenkung. Er fühlte sich berufen, nicht nur Frankreich sondern die ganze Welt von Sklaverei und Elend zu befreien, — wie hätte er da zaudern oder an seinen eigenen Worten zweifeln können? „Oh, wer von uns fühlte nicht all seine Kräfte wachsen, sich nicht über die Menschen hinausgehoben bei dem Gedanken, daß er nicht nur für ein einzelnes Volk kämpft sondern für die ganze Welt.“

Er kämpft ununterbrochen und unverdrossen. Er kämpft gegen das Gesetz über den Belagerungszustand, er kämpft für das allgemeine, an keine steuerliche Leistung gebundene Wahlrecht, er kämpft für die Priesterehe („Man muß Mittel suchen, um die Interessen der geistlichen Beamten fester mit den Interessen der Allgemeinheit zu verbinden. Darum ist es notwendig, sie durch jegliches Band an die Gesellschaft zu fesseln . . .“) und gegen die Todesstrafe, er kämpft gegen das Recht des Königs und für das Recht der Nation, über Krieg oder Frieden zu entscheiden. Bei dieser Gelegenheit entfährt ihm der Lapsus: „Der König ist nichts weiter als der Beauftragte der Nation!“ Da aber erhob sich ein Sturm der Entrüstung, und der Redner mußte das böse Wort zurücknehmen und sich verbessern: er habe nur ausdrücken wollen, „dem Monarchen fällt die erhabene Aufgabe zu, den Volkswillen zu erfüllen“. Schön umschrieben, aber es kommt doch auf den „Beauftragten“ hinaus.



de Comte de Morabean plz

Selbstverständlich kämpfte er auch für Pressefreiheit, erst recht für die Gleichstellung der Farbigen mit den Weißen (für Frankreichs Kolonien eine sehr wichtige Frage!) und für Abschaffung des Sklavenhandels. Man kann sich denken, daß die Plantagenbesitzer von Domingo für solche Neuerungen nicht zu haben waren, und als Grégoire mit kräftigen Worten für die Gleichberechtigung der Farbigen mit den Weißen eintrat, rief ihm der Kreole Moreau de Saint-Méri zu: „Wenn ihr bei uns die Menschenrechte einführen wollt, ists mit Frankreichs Kolonien zu Ende!“ Da aber begann Robespierre

zu donnern, ja, er donnerte wahrhaftig, ob seine Stimme auch schrill klang und sich in Momenten großer Erregung überschlug: „Es handelt sich gar nicht darum, den Farbigen die Gleichberechtigung zu geben, sondern vielmehr darum, sie ihnen zu erhalten, da sie sich ihrer schon durch die Bestimmungen der Nationalversammlung erfreuten, die sie jedem Bürger ohne Ansehen der Hautfarbe zugesprochen haben.“ Und weiter: „Ich werfe die Frage auf, ob es sich mit der Würde einer gesetzgebenden Körperschaft verträgt, sich in Verhandlungen mit den Interessen, dem Geiz und dem Hochmut einer bestimmten Gesellschaftsklasse einzulassen? Ich werfe die Frage auf, ob es diplomatisch ist, sich durch Drohungen einschüchtern und zu Verhandlungen über Menschenrecht, Gesetz und Menschlichkeit bringen zu lassen?“ Übrigens betonte er ganz richtig, daß man ja in Hinsicht der Kolonien auch die Lesart anders anwenden könne. Man könne z. B. sagen, daß die Kolonien durch Aufstände der Farbigen verlorengehen könnten, weil diese auf ihrer Gleichberechtigung bestünden. Hatte San Domingo nicht schon, und zwar in jüngster Zeit, solch schreckliche Aufstände erlebt? Auch Barnaves Befürchtung, daß die große Meerspinne England sich (vielleicht im Namen der Menschlichkeit?) auf die Kolonien stürzen könnte, sobald dort Farbige gleiche Rechte mit Weißen besäßen, machte auf Robespierre keinen Eindruck. Er meinte, daß man auch hier die umgekehrte Lesart anwenden könne und sagen: Die Engländer werden sich auf die Kolonien stürzen, sobald es dort Meuterei und damit Wehrlosigkeit gibt! Wie in manch anderem Punkt kam man schließlich (sicher zum Mißvergnügen Robespierres) zu einem Kompromiß: die Kinder freier Farbiger erhielten die Gleichberechtigung mit den Weißen, dagegen verpflichtete sich die Nationalversammlung, niemals eigenmächtig in die Kolonialverwaltung einzugreifen, sofern es sich um unfreie Farbige handeln würde.

Völlig entmutigend aber mußte es für den Anwalt der Bedrückten und den inbrünstigen Bekenner der Menschenrechte sein, daß die Nationalversammlung sich dem Sklavenhandel gegenüber so gleichgültig verhielt. Man hätte ja auch in der Tat denken sollen, daß eine Körperschaft, die unablässig die Worte „Freiheit“, „Menschenrechte“, „Gleichheit“ im Munde führte, mit einem einzigen Atemzug

der Entrüstung den Menschenschacher aus Frankreichs Handelsbilanz hinweggeblasen hätte. Aber ach! in jeder Volksvertretung finden sich Köpfe, die nicht nur an das Ethos, sondern auch an besagte Handelsbilanz denken, und die französische stand in diesen Tagen sehr schlecht! Herzbewegend klagte eine an die Nationalversammlung gesandte Deputation aus Bordeaux, daß daselbst im glorreichen Jahre 1789 vierzehnhundertneunzehn Schiffe weniger ausgelaufen seien als im Vorjahr, und mit ihr klagten andere, daß der Sklavenhandel unmöglich aufgehoben werden dürfe, da sonst der Handel nach den Kolonien vernichtet würde, Frankreich 140 Millionen an Einkünften verlieren müsse und England den ganzen Negerhandel an sich reißen könne, ohne irgendwelchen Konkurrenten fürchten zu müssen.

Menschenrechte, Gleichheit und Freiheit sind schöne Dinge, aber vor dem Worte „Handelsbilanz“ knicken sie etwas zusammen, und vor dem Gespenst „England macht allein das große Geschäft“ kapitulieren sie. Da man aber in Frankreich nichts ohne eine schöne Geste tut, versprach der Präsident, daß er versuchen wolle, „die Interessen des Handels und die Gesetze der Freiheit in Einklang zu bringen“. Worauf der Sklavenhandel bestehen blieb . . .

Am 14. Juli 1790, dem Jahrestag des Bastillensturms, wurde auf dem Marsfeld das große Verbrüderungsfest der Nation gefeiert. Gemeinsam mit bezahlten Arbeitern hatte ganz Paris, den König nicht ausgenommen, um die Wette geschaufelt, geharkt, gegraben, um das gewaltige Amphitheater herzustellen, das Hunderttausende von Personen fassen mußte. Hand in Hand mit der Hauptstadt sollten ja alle Départements auf dem von zweihundert Priestern geweihten Altar die neue Freiheit, die neue Verfassung beschwören. Hatten vor einem Jahr Zehntausende aus Furcht Paris verlassen, so strömten ihm in diesen Tagen Tausende und aber Tausende zu. Jeder öffnete den Brüdern von auswärts gastlich seine Wohnung, jeder Pariser, der sich sonst über den Provinzialen lustig gemacht hatte, hielt es für Bürgerpflicht, einen Provinzler zu beherbergen.

Das Fest verlief, trotz immer wiederkehrender Regengüsse, ganz programmäßig. Getreu den veränderten Verhältnissen, die dem König nur den zweiten Platz im Reiche anwiesen, schwur zuerst die Nationalversammlung den Bundeseid, den Lafayette laut vorlas.

Dann schwur der König, „die Verfassung zu ehren und all seine Macht für den Vollzug der Gesetze einzusetzen“, war bis zu Tränen gerührt, und dann gab es ein allgemeines Freiheits- und Freudengeschrei, das während des ganzen folgenden Te Deums anhielt . . . Viel echte und falsche Ergriffenheit . . . sehr viel Spektakel . . . daneben auch eine ergötzliche Episode, deren Verfasser der närrische steinreiche Baron Cloots war.

Schon vor etlichen Wochen war er an der Spitze einer phantastischen „Deputation“ in der Nationalversammlung erschienen, hatte sich ihr als „Sprecher des Menschengeschlechts“ vorgestellt. Hinter ihm marschierte „das Menschengeschlecht“, nämlich kunterbunt Vertreter von allerlei Nationen: ein Chinese, ein Österreicher, ein Preuße, ein Spanier, ein Engländer und — man lache nicht! — auch ein Chaldäer mit der traditionellen spitzen Chaldäermütze. All diese Nationen hätten, so sagte Cloots, die Wundermäre von Frankreichs Freiheit vernommen, hätten sich auf den Weg gemacht, um dies Glück mit Augen zu sehen, und hegten nun den heißen Wunsch, dem Verbrüderungsfest anzuwohnen zu dürfen.

Der Präsident der Nationalversammlung war offenbar weniger geschichtskundig als gefaßt. Ihn störte der Repräsentant der ausgestorbenen Chaldäer nicht im geringsten und darum willfahrte er, wiederum mit schöner Geste, dem Wunsch des Menschengeschlechts und seines Sprechers und lud die absonderliche Deputation ein, an dem Feste teilzunehmen und bei der Heimkehr zu berichten, wie herrlich sich nunmehr in Frankreich lebe. (Er verstand offenbar schon einiges von Auslandspropaganda!)

So erschien Cloots mit seinen fremdsprachigen Schützlingen auf dem Marsfelde und kümmerte sich blutwenig darum, daß etliche journalistische Spötter behaupten wollten, die ganze Sache sei nur eine Farce, denn die Ausländer, die er da mitführte, seien kostümierte Theaterstatisten und Tagediebe. Bedauerlicherweise scheint einer seiner Ausländer, vielleicht der Chaldäer, sehr kurzsichtig gewesen zu sein; denn nach Beendigung des Festes trat dieser Kurzsichtige, einen ganz fremden Herrn für Cloots haltend, auf diesen fremden Herrn zu und — bat um die fällige Bezahlung!! Die journalistischen Spötter hatten also Recht behalten, und Cloots sowie der Herr Präsident waren einigermassen lächerlich.

Was fingen nun die braven Provinzialen mit ihrem Abend an, als das Fest zu Ende war? Gingen sie bieder in ihr Mietszimmer oder zu ihren Gastfreunden, zogen die Nachtmütze über die Ohren, die gewiß noch surrten vom Geschrei des Marsfeldes, und sagten sie vor dem Einschlafen: O wie sanft ruht sich im Schoße der Freiheit? Solche Vorstellung wäre sicher im Sinne Robespierres gewesen, und vermutlich stellte er sich den Ausklang des großen Tages ungefähr unter diesem Bilde vor. Aber ein eigens für diese Festzeit erscheinener „Fremdenführer“ wußte besser Bescheid um die Herzen und Sehnsüchte der Provinz. Darum jammerte dieser ausgezeichnete Mentor, daß nicht nur die Hotels garnis ihre Preise in Anbetracht des Fremdenstroms bedenklich in die Höhe geschraubt, sondern daß leider auch die Damen, mit denen man gerne nach Cythere segelt, die Fahrpreise merklich erhöht hätten. Um aber die Sehnsüchte des Provinzlers zu stillen und ihn dennoch vor Ausbeutung zu bewahren, verriet er Namen, Wohnung und Tarif von zweiundsiebzig gastlichen Seglerinnen, deren Jollen im Palais Royal (das Palais Royal war ein Freihafen Cytheres) oder dessen Nähe vor Anker zu gehen pflegten . . . Und dieser „Fremdenführer“ wurde in den Straßen von kleinen Mädchen, die etwa sieben oder acht Jahre zählten, kolportiert! „Ich weiß nicht“, so berichtet ein Augenzeuge dieser ungeheuerlichen Art von Kolportage, „wie es bei den Bacchanalien im alten Rom zugeing; denn niemand hat uns eine Schilderung davon hinterlassen. Aber keine Stadt der antiken Welt, kein einziges Volk, von dem ich weiß, hat eine derartige Verderbtheit zur Schau geboten.“ (Goncourts.)

Von all solchen Dingen des Alltags wußte Robespierre nichts. Hätte er geahnt, daß Paris an diesem Festtag Kinder zu Ausrufern des Lasters machte, so wäre gewiß heiliger Zorn über ihn gekommen, und vielleicht hätte er doch einige Zweifel gehegt, ob der Mensch von Natur aus wirklich so rein und gut sei, wie sein Abgott Rousseau behauptet. Er aber wußte nichts von diesen kleinen Mädchen, die nicht für „Bedrucker“, sondern für „Brüder“ einen Preisurkant des Lasters ausriefen. Er, der Ideologe und Träumer, war zweifelsohne von diesem Fest und den Früchten, die der Freiheitsbaum gezeitigt hatte, hochbefriedigt. Der großen Verbrüderung zuliebe hatte man ja alle Geburtstitel, Wappen und Livreen abge-

schaft; nur das Königspaar behielt seinen Titel, alle anderen Franzosen, ob Fürst oder Bettler, hießen fürderhin einfach „Bürger“. Welch ein Schritt vorwärts zum Paradies auf Erden! Doch noch ist es fern, noch muß eifrig geackert, geharkt, geschaufelt und geredet werden, bis der Zukunftsstaat erscheinen kann, von dem Jean Jacques spricht und Maximilien Robespierre träumt. Indes die „Brüder“ aus der Provinz sich auf Cythere vergnügen, wacht Robespierre über Frankreich, das heute schon auf sein Wort hört und das ihm morgen gehören wird.

VII. WO IST DER KÖNIG ?

Am Morgen des 21. Juni 1791 erfuhr Paris eine Nachricht, die es betäubte: die Königsfamilie war entflohen. Ungeachtet alles Argwohns und der strengen Bewachung durch Lafayettes Nationalgarden war es dem König gelungen, samt seiner Frau, seinen beiden Kindern, seiner Schwester Elisabeth, Madame de Tourzel (Erzieherin der Königskinder) und einer kleinen getreuen Dienerschaft zu entkommen. Nächtens hatte eine eigens für diesen Zweck gebaute Reisekutsche sie aufgenommen, und da Paris die betäubende Nachricht empfang, rollte besagte Kutsche schon der belgischen Grenze zu.

Unverzüglich trat die Nationalversammlung zusammen. Ihre Entrüstung war groß, kaum minder groß aber die Verlegenheit, was nun eigentlich zu beginnen sei. Denn immer noch war der König König, Herr seiner Handlungen, und verfassungsgemäß war die Nationalversammlung zunächst gar nicht berechtigt, Maßregeln gegen ihn zu ergreifen. Doch Verfassungen sind, wie Grundsätze, dazu da, um verletzt zu werden, und so verübte die Nationalversammlung eilig einen kleinen Staatsstreich und nahm die Gewalt des abwesenden Monarchen an sich. Sandte Botschaft an die Bürgerschaft von Paris, daß sie sich ruhig verhalten, aber dennoch bereit sein solle, nötigenfalls das Vaterland zu verteidigen. Sandte nach allen Richtungen Eilkuriere, die Weisung gaben, jedermann aufzuhalten, der die Grenze überschreiten wollte. Ermächtigte die Minister, der Nationalversammlung anzuwohnen, Staatsratssitzungen abzuhalten und die Anordnungen der Nationalversammlung ohne Aufschub und weitere Formalität zu vollziehen. Auch wurde der Brief verlesen, den der König für die Nationalversammlung hinterlassen hatte und in dem er die Gründe seiner jähen Entweichung angab: der Wunsch, mit den Seinen einen sichereren Wohnort als Paris und bessere Wohngelegenheit aufzusuchen als die Tuileries. Denn die

Tuileries waren viele Jahrzehnte lang nur noch von kleinen Hofpensionären bewohnt worden und daher in ganz verwahrlostem Zustande.

Man konnte diese beiden Königswünsche je nachdem berechtigt oder verräterisch finden — zur Zeit blieb nichts übrig als den Lauf der Dinge abzuwarten. Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten dieser Flucht, deren klägliches Ende ja allbekannt ist, zu erzählen, — sie scheiterte weit weniger an der Rührigkeit der Nationalversammlung oder an tückischen Zufällen, als an der naiven Sorglosigkeit, mit der Graf Fersen sie inszeniert und mit der die Königsfamilie sich da und dort verzögert hatte.

Endlich, nach zwei banger Tagen, kam aus Varennes die Nachricht, daß der Postmeister Drouet, ein strammer Demokrat, die Königsfamilie, die unter falschem Namen reiste, erkannt habe und den Befehlen der Nationalversammlung entgegenstehe. Unverzüglich wurden drei Kommissare, darunter Pétion und Barnave, abgesandt, um die Flüchtlinge heimzuholen.

Gleich dem Weiberzug vom 6. Oktober 1789 glich auch diese Heimfahrt einem Höllenbreughel. Wie aus Abgründen, Gossen und Kloaken ausgespien strömte Gesindel von allen Seiten herbei, überflutete die Straße, umdrängte die Kutsche, johlte, schrie Hohnworte in die erblassenden Gesichter der Flüchtlinge, sprang auf die Trittbretter der Kutsche, warf sich so wild und frech gegen die Königin, daß ihr das Kleid in Fetzen vom Leibe hing. Die Kommissare, von denen sich Barnave im Gegensatz zu Pétion sehr ritterlich erwies, glaubten in ihrem Innern nicht, daß es ihnen gelingen würde, die königliche Familie lebend heimzubringen.

In Paris empfing sie dumpfes, grollendes Schweigen, das fast noch unheimlicher war als der Abschaum der Landstraße. Gleichviel, ob man annahm, daß die Flucht aus eigener Initiative des Königs hervorgegangen oder ob er (wenig glaubhaft!) von fremden revolutionsfeindlichen Mächten entführt worden sei, — die Sympathien, die er bislang immer noch besessen hatte, schrumpften zusammen. Von Ladenschildern wurden die Namen des Königs und der Königin — sonst eine so wirksame Reklame! — entfernt, ihre Bilder in die Seine geworfen. Immer lauter und empörter schrie die verhetzte Stadt: Verrat!

Als bald begannen auch in der Nationalversammlung die Verhandlungen über die Folgen dieser unseligen Flucht. Die Meinungen über diesen Punkt waren scharf geteilt. Die Rechte betonte die durch die Verfassung verbürgte Unverletzlichkeit der königlichen Person, aber die Linke, besonders Robespierre, wollte davon nichts wissen. Dem Radikalismus Pétions, der im Jakobinerklub den Antrag gestellt hatte, Ludwig abzusetzen, widersprach Robespierre jedoch ebenso nachdrücklich, wie der Klub getan hatte. Nicht Mitleid mit dem armseligen Flüchtling trieb ihn zur Schonung, wohl aber die Befürchtung, daß dieser Antrag, sofern er die Majorität der Versammlung nicht fände, vielleicht willkommenen Anlaß böte, den Klub aufzuheben. Doch mit aller Energie sträubte er sich gegen die Absicht der Rechten, die auf beiden Achseln zu tragen, das heißt, den König zu schonen und zugleich der Öffentlichkeit Sand in die Augen zu streuen gedachte, indem sie scheinbar strenges Gericht halten und Frau von Tourzel und die treuen Diener, die bei der Flucht behilflich gewesen, aburteilen lassen wollte! Aber Robespierre ließ sich durch solche Spiegelfechtereien nicht irre machen. „Wenn der König nicht schuldig ist, gibt es auch keine Mitschuldigen. Wenn es ein Beweis von Schwäche ist, einen mächtigen Schuldigen laufen zu lassen, so ist es eine Feigheit, einen schwachen Schuldigen aufzuopfern. Entweder strenge Bestrafung oder völligen Freispruch!“

Frau von Tourzel und die Dienerschaft will er entlasten, aber dafür den Grafen von Provence, der, glücklicher als sein Bruder, in eben derselben Schicksalsnacht über die Grenze entkommen war, in contumaciam in Anklagezustand versetzen, denn es war anzunehmen, wenn auch nicht erwiesen, daß er um die Flucht des Königs gewußt und sie begünstigt hatte. Diese Forderung rief heftige Bewegung hervor, und es erging an Robespierre die Frage, ob er denn Beweise für seine Anklage hätte. Vor knapp einem Jahr hatte sein schmaler Mund die milden Worte gesprochen: „Niemand darf ohne Beweis angeklagt werden!“ Heute aber gibt derselbe schmale Mund eine Antwort, die Murren hervorrufft und wie ein erstes Signal künftiger Schrecknisse ist: „Wenn ich Beweise hätte, brauchte man diese Angelegenheit nicht erst zu erörtern!“

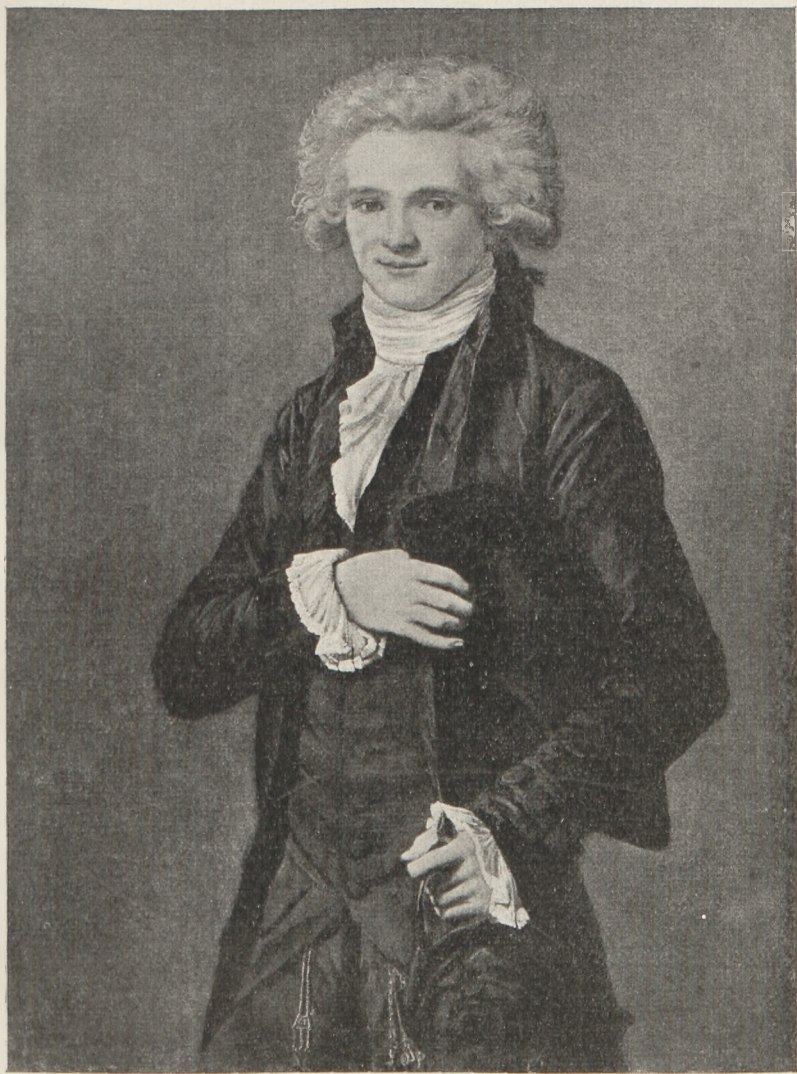
Der Antrag Lacos, daß Ludwig der Krone verlustig erklärt werden sollte, ging zwar ebensowenig durch wie der andere, der eine

Volksabstimmung über das Schicksal des Königs forderte, aber Robespierres Triumph in diesen Sturmtagen ward darum nicht geringer. Als er in einer der vielen Reden, die er damals hielt, die Worte sprach: „Angesichts der Schrecknisse, die ich als unvermeidlich voraussehe, wäre mir der Tod eine Erlösung; denn dann brauchte ich nicht Zeuge der kommenden Ereignisse zu sein“, rief Camille Desmoulins: „Wir alle sind bereit, mit dir zu sterben“, und acht-hundert Mitglieder der Versammlung schwuren, sich um Robespierre zu sammeln, „und boten durch ihre feurigen Worte und Gebärden sowie durch das Unerwartete dieses ganzen Auftritts ein hinreißendes Bild.“

Wie war der kleine Advokat aus Arras doch gewachsen seit dem Tage, da er zum ersten Male, zitternd vor Lampenfieber, die Tribüne der Nationalversammlung bestiegen hatte! Eben war er zum Staatsanwalt des Departements Paris-Versailles ernannt worden, Danjou schlug ihn als Erzieher für den Dauphin vor, und wenn der Sonnenkönig einst von sich gesagt hatte: „Der Staat, das bin ich!“ so rief Camille Desmoulins begeistert aus: „Wo Robespierre ist, da ist die Nationalversammlung!“

Schon erzählt man im Jakobinerklub, daß die Eltern eines Täuflings ihrem Kinde den Namen „Robespierre“ gegeben haben. Über ein Weilchen wird der Bischof von Burges, Torné, der für die nächste Legislaturperiode kandidiert, an ihn schreiben: „Wie glücklich würde ich mich schätzen, könnte ich mir den Namen „Der kleine Robespierre“ erringen, und im Salon von 1791 sind schon zwei Porträts von ihm zu sehen und in den Auslagen der Papierläden prangt sein Bild.

Woher stammt nun diese große und stetig wachsende Popularität? Hat er sie wirklich nur seinen Reden zu danken, die für unsere modernen Begriffe allzu schwulstig, allzu reich mit Zitaten und Zitierrungen antiker Persönlichkeiten gespickt sind? Und werden solche und ähnliche Reden nicht auch von anderen Mitgliedern der Nationalversammlung gehalten, die über bestechendere äußere Mittel verfügen als der schwächliche Mann mit der schrillen Stimme? Gewiß besaß Frankreich, das Land der guten Redner, damals viele, die wirksamer sprachen als er, und auch die Ansichten, die er vertrat, waren so ziemlich Allgemeingut. Worin lag also der starke Eindruck begründet, den er hervorrief?



Robespierre im Jahre 1791
Nach einem Gemälde von Danloux. Kopie von Vignerón im Museum zu Versailles

Es ist interessant genug, diesem Problem nachzuspüren. Es ist ja selbstverständlich, daß in Revolutionszeiten leicht populär wird, wer sich immer und überall gegen die Besitzenden und für die Entrechteten stellt. Zweifelsohne bildete diese Stellungnahme das Fundament für Robespierres Beliebtheit beim Volk, aber andererseits konnte man sich wundern, daß eben dies außer Rand und Band geratene Volk sich für diesen korrekten Mann mit dem blütenweißen Jabot, dem zierlich aufgerollten Haar und der etwas modrigen Würde begeisterte. Aber es war etwas um ihn, das immer bannt und überall Ehrfurcht erzwingt: die Reinheit. Nicht nur jene Reinheit, die einst in Arras die Frauen lüstern gemacht hatte, sondern eine Reinheit höherer Art. „Der Unbestechliche“ hatte Madame Guyard sein von ihr gemaltes Porträt benannt, das sie im „Salon“ ausstellte, und unbestechlich in jedem Sinne ist er gewesen. Diesen jungen Mann besticht kein Weib, nicht der schäumende Becher der Tafelfreuden, nicht die Lust, in Reichtümern zu wühlen, zu genießen und zu verschwenden. Mirabeau bewohnt, als wäre er ein Grandseigneur alten Stils, ein herrliches Palais, festiviert so toll, daß nach seinem Tode eine bekannte Tänzerin es für nötig hält, sich in der Öffentlichkeit dahin zu rechtfertigen, daß der Volkstribun nicht an ihrer vergifteten Umarmung gestorben sei. Danton wird, sobald er zur Macht gelangt ist, das Schwelgerleben fortsetzen, das seine Finanzverhältnisse so desolat gemacht hatte. Hunderte, Tausende haben sich schamlos bereichert und werden sich schamlos bereichern, wie es bei jedem großen Zusammenbruch geschieht, — der Advokat aus Arras aber hält seine Hände, sein Leben so rein wie sein blütenweißes Jabot. Nichts kann ihn bestechen, auch keine Phrase! Unbeirrbar an der Idee hängend, für die er bereit ist zu sterben, sieht er mit seinem durch das Mißtrauen geschärften Blick in die Herzen der Menschen und weiß zu unterscheiden zwischen Überzeugung und Lippendienst. Er sieht, wie um ihn her die Korruption steigt, wie so viele, ach! so viele, die zuerst „Patrioten“ gewesen, jetzt Ausbeuter des Staates, Konjunkturjäger geworden und auf nichts bedacht sind als auf den eigenen Vorteil. Er sieht so viele, ach! so viele, die „Das Vaterland“ sagen und nur die eigene Partei meinen, er aber, „der Unbestechliche“, sieht mit der Kraft der eigenen Reinheit und des geschärften Mißtrauens ihre unreinen

Herzen und ihre unreinen Hände. Unbestechlich durch Geld wie durch Laster oder Phrasen, schreitet er, den kurzsichtigen Blick starr auf seine Idee gerichtet, den Weg, den Jean Jacques gewiesen hat und dem er noch eine letzte Krönung geben will. Aber noch steht er erst am Anfang dieses Wegs, noch denkt er vielleicht nicht an das allerletzte Ziel, oder nur in mehr gefühlten denn fest umrissenen Vorstellungen. Klar im Sonnenlicht liegend wird ihm dieser letzte Anstieg erst erscheinen, wenn Marats Wahnwitz die Kirchen schließt, statt der Himmelmutter nackte Weiber auf Altäre stellt und verkündet, daß Vernunft der Menschheit Göttin und Glückseligkeit sei . . .

Am 17. Juli 1791 ereignete sich auf dem Marsfeld das, was französische Geschichtschreiber je nach ihrer politischen Einstellung „das unselige Mißverständnis“ oder „die Metzerei“ nennen. Es war eine der Nachwehen von der Flucht des Königs; denn das aufgeregte und von wilden Demagogen aufgepeitschte Volk beehrte (wie die Drahtzieher ihm einbliesen), auf dem Marsfeld wieder einmal den Schwur auf das Vaterland zu leisten und zugleich auf dem Altar des Vaterlandes ein Gesuch zu unterzeichnen, das die Absetzung Ludwigs forderte. Tausende von Bürgern samt Weibern und Kindern (denn auch Kinder sollten das Gesuch unterzeichnen!) hatten sich eingefunden, als „das unselige Mißverständnis“ seinen Lauf anhub. Ob die umherschwirrenden Gerüchte von einem Aristokratenputsch recht hatten, läßt sich heute wohl ebenso schwer feststellen, wie sich bei allen ähnlichen Gelegenheiten feststellen läßt, von welcher Seite der erste Schuß gefallen ist. Genug, daß er fiel. Die Nationalgarde gab, getreu dem soeben verkündeten Gesetz über den Belagerungszustand, Feuer, und alsbald bedeckten Leichen das Feld mit dem Altar des Vaterlandes.

Man kann sich die allgemeine Erregung vorstellen, die dies grausame Ereignis hervorrief, ganz besonders bei radikalen Abgeordneten, die, wohl nicht mit Unrecht, fürchten mochten, daß nun der nicht abgesetzte König und seine Anhänger an ihnen das Absetzungsgesuch rächen würden. Mehr denn einer floh oder verbarg sich geschickt, und Frau Roland, die damals noch Beziehungen zu Robespierre unterhielt, schien in großer Sorge um ihn zu sein. Danton, Fréron, Camille Desmoulins und der Metzger Legendre zogen es vor, in dieser Julinacht, und wohl auch in folgenden, nicht in ihrer

Wohnung zu schlafen. Robespierre dachte wohl an solche Vorsicht nicht, aber als er vom Marsfeld heimging und die aufgeregte Menge ihm, dem „Unbestechlichen“, dem Anwalt der Bedrückten und Entrechteten, eine Ovation darbringen wollte, schien ihm der Vorgang doch peinlich, und mit dem hilflosen Blick der Kurzsichtigkeit suchte er nach einem Wagen oder einer offenen Haustüre, um sich dieser gefährlichen Huldigung zu entziehen. Da trat aus einem bescheidenen Haus der Rue St. Honoré (heute 398) der Schreinermeister Duplay, der Robespierre schon vom Jakobinerklub her kannte, und bot ihm eine Zuflucht vor der ihn umdrängenden Menge an. Gerne betrat der Abgeordnete das Haus, dessen Rückseite nach weiten Klostergärten schaute, während sich im Parterre-geschoß die Werkstätte Meister Duplays befand. Er trat ein, meinte wohl nach einer halben Stunde mit etlichen Dankesworten wieder zu scheiden, und ahnte nicht, daß hier, in diesem bescheidenen Bürgerhause, inmitten dieses einfachen Handwerkerkreises, die glanzvollste Epoche seines kurzen Lebens anheben, vorüberziehen und verbleichen sollte.

Die Familie Duplay bestand aus dem Ehepaar, einem halbwüch-sigen Sohn und drei Töchtern, Eleonore, Viktoria und Elisabeth. Sicherlich war diese biedere Spießbürgerfamilie sehr entzückt, daß ihr Haus durch die Anwesenheit eines populären, ja berühmten Mannes geadelt wurde, und zweifelsohne schwangen sie das Weihrauchfaß vor ihm, daß seine Eitelkeit, die mit seinem Ansehen wuchs, davon umnebelt wurde. Und weil er nebenbei ein unpraktischer, nur mit seiner Idee beschäftigter Junggeselle war, der gleich allen anderen Junggesellen mit den täglichen kleinen Misereu abgerissener Knöpfe, schlecht gebügelter Wäsche und schiefgetretener Absätze zu kämpfen hatte, mochte es ihm gar lieblich klingen, als Mama Duplay fürsorglich meinte, am besten wäre es doch, wenn Herr Robespierre sein Quartier in der Rue Saintonge aufgäbe und als Mieter in das Haus Duplay zöge.

Da hebt denn jenes Leben an, das Danton kurz und wegwerfend mit den Worten kennzeichnet: „Robespierre lebt unter Idioten und Klatschbasen“, und das gerade durch den Gegensatz, den es zu dem politischen Leben Robespierres bildet, ein absonderliches und reizvolles Kleinbürgeridyll darstellt.

Robespierre bewohnte bei den Duplays ein einziges Zimmer, an das, wie man es in alten Pariser Häusern findet, ein liliputhaftes Toilettenkabinett anstieß. Das Zimmer, das Schlaf- und Arbeitsraum in sich vereinte, war, nach unseren Begriffen, nur notdürftig eingerichtet: ein Nußbaumbett mit einer geblühten Damast-



Robespierre in seinem Heim
Anonymes Gemälde der Zeit

decke, ein Tisch, vier Strohstühle, ein Bücherbord — das war das ganze Meublement. Doch der neue Mieter war ja die Bescheidenheit selbst! Es dauerte nicht lange, da war er auch Pensionär bei den Duplays, nahm seine Mahlzeiten in ihrem Familienkreise ein, in dem er sich bald wie ein Sohn des Hauses vorkam und wie ein geliebter Sohn bewundert und angebetet wurde. Mit Vater Duplay saß er im

Jakobinerklub, mit dem halbwüchsigen Moritz stand er auf freundschaftlichem Fuß, mit den Töchtern lachte, scherzte und botanierte er, letzteres allerdings in bescheidenem Maßstabe, denn der Garten der Duplays bestand eigentlich nur aus einem großen Blumenbeet, von dem jede der Schwestern ein Eckchen bepflanzte und hegte. Mama Duplay aber sorgte als gute Hausfrau, daß dem verehrten Mieter nichts fehle, daß er stets die von ihm sehr geliebten Orangen als Nachtschisch bekam. Und aus gutem Herzen bewunderte sie ihn vermutlich jeden Tag aufs neue, wenn er sein Kunststück vormachte, auf das er sehr stolz war: er konnte nämlich Orangen mit einer Hand schälen, ohne die zweite zu Hilfe zu nehmen.

So war der Zuschnitt seines Lebens fast der gleiche geblieben wie in Arras, nur in einem Punkt gönnte er sich mehr als früher: im Kult seiner äußeren Erscheinung. Gepflegt war er immer gewesen, immer von einer peinlichen Akkuratess, nun aber entfaltete er einen gewissen diskreten Luxus. Die Wäsche von feinstem Stoff, die Röcke von bestem Tuch, das blütenweiße Jabot zart wie ein Hauch, Strümpfe und Schuhe nicht nur auf Haltbarkeit, sondern auch auf Schönheit berechnet. Und Tag für Tag kam der Friseur, um Herrn Robespierre zu rasieren und das Haar zierlich aufzurollen.

Und noch einen anderen Luxus gönnte er sich dann und wann, wenn man Kunstgenuß zum Luxus rechnet: er ging ab und zu ins Theater, denn er war ein Verehrer der Tragödie, vornehmlich der Tragödien, die antike Stoffe behandelten, aus denen er Beziehungen zur Gegenwart herüberleiten konnte. Anderen Künsten stand er wohl ziemlich fern. Er war zwar befreundet mit David und regte durch den Wohlfahrtsausschuß Preiskonkurrenzen für junge bildende Künstler an, aber diese Bestrebungen dienten weniger künstlerischen als politischen Zwecken, denn die Künstler sollten fast immer Vorwürfe zur Verherrlichung der Revolution wählen.

Außer seinem eigenen bescheidenen Zimmer stand ihm auch die gute Stube der Duplays zur Verfügung. Da versammelte er jeden Donnerstag abend seine Freunde und Verehrer um sich, mit denen er angeregt disputierte, das Vaterland rettete und es der ewigen Glückseligkeit entgegenführte. Gerne las er ihnen auch Szenen aus Racine oder Corneille vor. Da lauschte denn Vater Duplay wohl geschmeichelt, wie in seinem bescheidenen Hause hohe Politik ge-

macht wurde, Mama Duplay ging lautlos ab und zu, den Gästen des berühmten Mannes kleine Erfrischungen bietend, die Töchter saßen wohl ein wenig abseits, die Köpfe tief über eine Handarbeit geneigt, und lauschten weniger auf Politik und Racine als auf ihre eigenen Gedanken. Elisabeth, die weitaus hübscheste von ihnen, wird bald das tragische Idyll ihrer kurzen Ehe mit Robespierres Freund, Lebas, erleben, Eleonore aber, nicht eben hübsch und ein wenig männlich von Aussehen, will, wie es heißt, höher fliegen, und unter den gesenkten Lidern hervor blickt sie heimlich auf den Mann mit der zierlich gerollten Frisur und dem blütenweißen Jabot. Verse strömen von seinen schmalen Lippen, Verse Racines, die wohl von hohen Gefühlen sagen, aber zuweilen erinnert sich auch Racine, daß Patriotismus allein nicht den Bestand der Welt verbürgen könne, und erlaubt auch der Liebe ein Wort zu sprechen. Ein wohlgedrechseltes, kühlvornehmes Wort, das von der gemeinen Alltäglichkeit der Dinge nichts zu wissen scheint, aber doch eben Liebe ist und heißt . . . Und ein junges Herz erkennt Liebe immer, auch wenn sie die Racinesche Allongeperücke trägt und auf gestelzten Alexandrinern einherschreitet. Darum schlägt Eleonorens Herz schneller, wenn sie aus Robespierres Mund vernimmt, daß auch Andromache und Berenice liebten, wenschon in Alexandrinern.

Welcher Art waren die Beziehungen, die Eleonore an Robespierre knüpften? War sie, wie viele behaupteten, seine Braut oder, wie etliche andere meinen, seine Geliebte? Vermutlich keines von beiden. Hamel, Robespierres begeisterter Biograph, ruft zwar einmal (als Camille Desmoulins die reizende Lucile Duplessis heiratet und Robespierre Trauzeuge ist) schmerzbewegt aus: „Auch er hatte seine Lucile gefunden, aber weniger glückbegünstigt als Camille, war es ihm nicht vergönnt, sie heimzuführen!“ Doch darf man ruhig annehmen, daß dies zweite Lucilen-Idyll nur in Hamels Phantasie vorhanden war. Nichts spricht dafür, daß der Unbestechliche durch dies nicht sonderlich hübsche Mädchen entzückt oder bewegt worden wäre. Gewiß ist er in seiner Weltfremdheit nie auf den Gedanken verfallen, daß Mutter Duplay ihn zweifelsohne als Schwiegersohn zu angeln dachte oder daß irgendeine der Töchter sich in ihn hätte verlieben können. Ja er wird später sogar versuchen, seinen Bruder Augustin mit Eleonore zu verheiraten, und — ungemein bezeichnend

für seinen Ideenkreis — er rühmt dem lebensfrohen Bruder die Braut mit den Worten: „Heirate sie! Sie besitzt eine große Seele und wird es verstehen, tadellos zu sterben!“ Augustins Antwort ist leider nicht erhalten geblieben, aber sicherlich war Maximiliens Argument für ihn nicht überzeugend, denn er hat Eleonore nicht gefreit, die- weil es ihm bei den Frauen denn doch auf andere Dinge ankam, als auf Haltung im letzten Augenblick.

Ob Eleonore Robespierre von Herzen liebte, ob in ihr nur, wie in vielen unschönen Mädchen, der Ehrgeiz sprach, läßt sich nicht entscheiden. Sicher aber ist, daß sie nie geheiratet und bis zu ihrem erst 1834 erfolgten Tode um Robespierre trauerte, als wäre sie seine Witwe gewesen. Möglich, daß dies nur Pose war, die sich vor der Welt ein besonderes Ansehen geben wollte, aber diese Pose wäre zeitweise mit so viel Gefahr verbunden gewesen, daß man kaum glauben darf, dies Witwenkleid sei nur Eitelkeitslivrée gewesen. Wahrscheinlicher ist, daß sie es trug, weil sie diesen Mann mit einer stillen Treue geliebt hatte, die in der Tat für die große Seele spricht.

Doch in jenen Jahren 1791—1794 dachte niemand im Hause Duplay an Tod und Trauer. Im Gegenteil. Immer höher stieg die Sonne des neuen Zimmerherrn, immer wärmer schien sie auf das erwählte Haus, das ihn beherbergte. Am 30. September 1791 hielt die Nationalversammlung ihre letzte Sitzung. Ihr Werk war vollendet, der Ballhausschwur eingelöst worden: eine Verfassung stand da. Sie war weder lücken- noch makellos, — aber welches menschliche Werk dürfte sich rühmen, es zu sein?! Den weiteren Ausbau sollte die „gesetzgebende Versammlung“ bringen, in die kein Mitglied der Nationalversammlung gewählt werden konnte.

Auf der Terrasse der Tuileries harrte eine tausendköpfige Menge der Abgeordneten, die heute zum letzten Male die Rechte des souverän gewordenen Volkes vertreten hatten. Als Robespierre und Pétion sichtbar wurden, brach ein Sturm der Begeisterung los. Man umdrängte sie, man kränzte ihre Stirnen mit Eichenlaub, und umbraust von unaufhörlichen Rufen „Es lebe die Nation“, „Es lebe die Freiheit!“ drängte sich eine junge Mutter durch die Menge und legte ihren Säugling in Robespierres Arme, als ob sie gewollt hätte, daß dieser „Vater der Freiheit“ ihr kaum geborenes Kind segne. So wenigstens berichtet Hamel, und wenn man auch von diesem Bilde



Eleonore Duplay
Angebliches Selbstbildnis in Pastell

der Begeisterung etliches (vielleicht den Säugling) abziehen darf, so bleibt doch genug übrig, um zu glauben, daß es für die beiden jungen Abgeordneten ein stolzer Tag gewesen sein muß. Um sich den unablässigen Huldigungen der Menge zu entziehen, wollten sie einen vorüberfahrenden Wagen besteigen, aber die Menge schickte sich an, ihnen die Pferde auszuspannen und — o „freies“ Volk! — selbst als Gäule zu figurieren . . .

Man kann sich denken, daß einem Unbestechlichen solcher Enthusiasmus zwar sehr gefällt, aber daß er sich deshalb doch nicht wie ein „Tyrann“ alten Stils von vorgespannnen Menschen über eine *via triumphalis* ziehen lassen darf! Robespierre verließ also alsbald

die Zuflucht des Wagens und gelangte endlich doch, und zwar zu Fuß, in seine nur wenige Schritte entfernte Wohnung, wo er der entzückten Familie Duplay berichtet haben mag, wie es ihm soeben ergangen war. Sicher tat er es mit jener Gelassenheit, die seine Feinde Affektation, seine Freunde Sanftmut nannten, doch wenn er am Abend jenes 30. September allein in seinem einsamen Zimmer saß, dann mögen ihn Gelassenheit, Sanftmut oder Affektation wohl verlassen und ein Rausch gesättigter Eitelkeit und phantastischer Träume umfassen haben. Eine Nacht aus langvergangenen Zeiten stieg wohl wieder vor ihm auf: die Nacht im Collège Louis-le-Grand, in der er einst schlummerlos gelegen, während seine Kameraden ihre ruhigen Atemzüge in den Schlaftsaal gesandt hatten.

Die Nacht seines Tages war es gewesen, in der er nachgesonnen über sich und den königlichen Jüngling, den er mit lateinischen Versen begrüßt hatte. Heute glich jener König einer ausgebrannten Kerze, er aber, Maximilien Robespierre, war berufen, das große Licht zu entzünden, das über die ganze Welt hinstrahlen sollte. Auch seine Stirne war heute gekrönt worden, aber nicht mit kaltem Golde, nicht von eines Priesters fühllosen Händen, der Salböl und eingelernte Phrasen auf ein unwertes Haupt träufte . . . Nein, sein Stirnreif war die frische Gabe der Natur gewesen, dargebracht vom Vertrauen, der Liebe des Volkes, und sein Ehrennamen heißt: „Der Unbestechliche“ . . .

Der Rechtsanwalt aus Arras sinnt nicht länger über den Königsjüngling nach, nur noch über sich und seine Sendung. Und wie einst wünscht er auch heute, daß diese Nacht voll von Rausch und Träumen durch keine Morgendämmerung verscheucht werden möchte . . . Doch jeder Nacht folgt ein Tag, und den Tag, der da heraufdämmeret, darfst du, Maximilien Robespierre, freudig grüßen wie viele, die ihm folgen. Denn auch diese Nacht des Rausches und der Träume bedeutet erst Anstieg, bedeutet erst Werden. In späteren Nächten wirst du von Gesichtern und Weissagungen wissen, die dir Höheres verkünden, als je irgendeinem „Tyrannen“ verkündet worden ist . . .

VIII. SEINE MAJESTÄT DER SCHRECKEN

Triumph folgt auf Triumph. Nach Schluß der Nationalversammlung unternimmt Robespierre eine Reise in seine Vaterstadt Arras, aus der er vor zwei Jahren als einer der vielen Deputierten, unbekannt und unbemittelt, ausgezogen war. Unbemittelt ist der Unbestechliche noch immer, aber dennoch, welch ein Unterschied zwischen Abreise und Heimkehr! Kaum daß er Zeit und Ruhe findet, die Geschwister zu umarmen: Charlotte, die nun schon ein reifes Mädchen geworden ist, und den jungen Augustin, der eine Stelle in der Verwaltung bekleidet und so jung und lebensfroh ist, daß er, wüßte er schon von Eleonore Duplay, in schallendes Gelächter ausbrechen würde. Arras empfängt den heimgekehrten Sohn wie sich gebührt. Jubel, Festessen, ausgespannte Pferde . . . Und in Béthune ist nicht anders. Da schickt man ihm sogar einen mit Laubgewinden und Blumen geschmückten Wagen entgegen, eine Abteilung Bürger empfängt ihn mit Musik, die Nationalgarde bildet Spalier, Frauen heben ihre Kinder empor, um ihnen den großen Mann zu zeigen. Im Stadthaus wird er jubelnd empfangen, und wiederum gibt es die Bürgerkrone aus Eichenlaub . . . So gierig seine Eitelkeit auch all diese Huldigungen verspeisen mochte, so hatte er doch das richtige Gefühl, daß es einem Jünger Jean Jacques' nicht ziemte, sich gleich einem „Tyranen“ feiern zu lassen, und darum versuchte er, allerdings vergeblich, diese Begeisterung zu dämpfen und sich ihren Ausbrüchen zu entziehen. Sein richtiges Gefühl mißverstehend oder mißdeutend, bewunderten die einen seine Bescheidenheit, schalteten die anderen es „Heuchelei“. Es war aber gewiß weder das eine noch das andere, ebensowenig wie es Heuchelei oder Feigheit gewesen ist, daß er sich erst nach dem Sturz der Monarchie (der nicht lange mehr auf sich warten ließ) offen als Republikaner bekannte. Schließlich war er ja, trotz aller Ideologie, ein Politiker, und überall trachtet der Politiker, der Staats-

mann, auch ein wenig Diplomat zu sein und nicht voreilig Dinge in die Welt hinauszurufen, ehe sie spruchreif sind. Welchen Zweck hätte es gehabt, wenn Robespierre innerhalb der Monarchie geschrien hätte: Ich bin Republikaner! Daß er kein Monarchist war, konnte jeder aus seinen Reden und Anträgen in der Nationalversammlung merken, daß er den Hof Ludwigs XVI. für eine Brutstätte des Landesverrats hielt, hat er mehr denn einmal offen ausgesprochen. Aber ebenso offen sprach er aus, daß ein republikanischer Despotismus ihm nicht weniger verhaßt sei als ein royalistischer; denn in dem Zukunftsstaat, den er im Kopfe trug, gab es nur Gerechtigkeit, die mühelos walten konnte, weil dieser Zukunftsstaat von Idealmenschen bevölkert war. Auch seine Stellungnahme gegenüber der immer brennender werdenden Kriegsfrage ist häufig, und zwar von seinen Verehrern, dahin mißdeutet worden, als ob er, anders als die Girondisten, ein Friedensapostel gewesen wäre. Weit entfernt davon! Er wollte nur einen anderen Krieg als sie, für die allmählich die Kriegs- zur Parteimachtfrage wuchs. Die Girondisten fürchteten die Bedrohung durch die Emigrantenheere, die sich in Coblenz, Trier, Speyer gesammelt hatten und denen der französische Hof zwar offiziell fernstand, die er aber (wer wollte es ihm verdenken?) mit geheimen Hoffnungen und wohl auch mit geheimen Mitteln unterstützte. Robespierre aber wollte nicht gegen diese kleinen geistlichen Höfe vorgehen, die ihm keine sonderliche Gefahr zu bieten schienen, denn die wirkliche Gefahr mußte seiner Ansicht nach anderswo gesucht werden. Rief der Girondist Brissot: „Das Übel sitzt in Coblenz!“, so erwiderte Robespierre: „Das Übel sitzt in den Tuileries!“ Denn dort saß ja Marie Antoinette, die Schwester des Kaisers Leopold, und dieser, ein „Tyrann“ erster Größe, war die wirkliche Gefahr. Auf die Emigranten und ihre königlichen Führer — die Grafen von Provence und Artois — blickte Robespierre ziemlich verächtlich herab, aber Leopold und das deutsche Heer konnten der jungen Freiheit den Garaus machen. Die Freiheit — für sie und nur für sie wollte Robespierre kämpfen, oder richtiger, kämpfen lassen, denn er selbst wäre zum Waffendienst sicher völlig untauglich gewesen. Kämpfen sollten andere für die Freiheit, aber sterben wollte er gerne für sie: „Es genügt nicht, durch die Hand der Tyrannen zu sterben, man muß sich solches Todes

auch würdig erwiesen haben! Wenn es wahr ist, daß die ersten Kämpfer für die Freiheit den Märtyrertod erleiden müssen, dann dürfen sie nicht sterben, ohne die Tyrannei mit sich ins Grab zu ziehen. Der Tod der großen Kämpfer muß die schlafenden Völker aufwecken, und das Glück der ganzen Welt sei der Kampf- und Siegespreis.“

Aus diesen Worten läßt sich unschwer herauslesen, welcher Art der Krieg war und welchen Zweck er verfolgen sollte, dieser Krieg, den Robespierre meinte. Gewiß, er wollte Leopold die Alternative stellen, entweder den geheimen Mächeleien zu entsagen, die ihn mit den Emigranten verbanden, oder die offene Feindseligkeit Frankreichs zu gewärtigen, aber der eigentliche Krieg, den der Advokat aus Arras träumte und wollte, war die Weltrevolution. Gegen einen Krieg der Kabinette, der Monarchen, dem nutzlos, „d. h. nur für dynastische Interessen oder Ländergier, Menschen geopfert werden sollten, sprach er mit heftigen Worten, aber ein wenn auch noch so blutiger Krieg der „schlafenden Völker“ gegen ihre „Tyrannen“ und um ihre Freiheit, solch ein Krieg, der die Erhebung ganz Europas zur Folge gehabt hätte — ja, einen solchen Krieg hätte er gerne gesehen!

Der Jakobinerklub leistete auch schon treffliche vorbereitende Minierarbeit für diesen „heiligen Krieg“. Nicht nur über ganz Frankreich hin hatten sich zahlreiche Tochterklubs gebildet, sondern auch in allen fremden Staaten arbeitete eine rege Propaganda, von Frankreich angefeuert und mit Geld gespeist. Immer wieder züngelte und brandelte es bald da, bald dort auf: in Straßburg, in Wien, in Rom, in Spanien . . . Auf diese kleinen Brandherde blickte Frankreich, das Frankreich, wie Robespierre es sah, voll Hoffnung; denn, so dachte er, all die kleinen Brände werden eines Tages zu dem großen Brand zusammenschlagen, der alle Throne in Asche legen wird . . .

Aber noch ein anderes und sehr richtiges Argument veranlaßte ihn, gegen die Kriegspläne der Girondisten aufzutreten. War doch, sehr gegen Robespierres Willen, das alte royalistische Heer erhalten geblieben, und wer mochte diesem Heer, besonders seinen Führern trauen? Robespierre gewiß nicht. Und deshalb ist ihm der Festabend im Jakobinerklub durchaus unangenehm, der zu Ehren englischer „Patrioten“ veranstaltet wird, die über den Kanal gekommen waren,

um die „Brüder“ zu grüßen und zu beglückwünschen. Denn an diesem Festabend gab es neben allerlei friedlichem Brimborium, das Hamel „rührend“ nennt, auch eine sehr theatermäßige Szene. Ein pathetischer und splendoriger Bürger namens Virchaux hatte nämlich dem Klub eine prachtvolle Damaszenerklinge zum Geschenk gemacht „für den ersten französischen Feldherrn, der ein feindliches Heer zum Stehen bringen würde“. Isnard, damals Präsident des Klubs, ergriff das Schlachtschwert, schwang es bombastisch und rief: „Dieser Degen wird allzeit siegreich sein! Das französische Volk wird einen lauten Ruf erschallen lassen, und alle anderen Völker werden diesem Rufe folgen. Die Erde wird von Kämpfern wimmeln, und alle Feinde der Freiheit werden aus der Liste der Lebenden gelöscht werden.“ So predigt auch Isnard die Weltrevolution, aber ungleich undiplomatischer als Robespierre, schreit er, berauscht vom Wort, Dinge in den Tag hinein, die, wenn sie überhaupt zur Reife hätten kommen können, lange im Schoß der Verschwiegenheit hätten ruhen müssen. Robespierre war von dem ebenso unklugen wie komödiantischen Auftritt wenig erbaut, und er versuchte durch Hinweis auf die inneren Feinde, die zuerst vernichtet werden müßten, die Kriegsstimmung, die sowohl im Klub wie in den breiten Massen mächtig geschürt worden war, zu dämpfen. Ein Pazifist ist er aber deshalb nie und in keinem Sinn gewesen, nur sah er klarer als die Girondisten, daß Frankreich, das revolutionäre Frankreich, einen hohen Einsatz wagte, wenn es sich leichtfertig in einen Krieg stürzte.

Schon zeigte sich der Riß zwischen Girondisten und Jakobinern, besonders zwischen Robespierre und der Gironde. Ein Riß, der zur unüberbrückbaren Kluft werden mußte, da Robespierre und die Gironde zwei verschiedenen Welten angehörten.

Die Girondisten waren die Partei der Mitte, träumten oder vielmehr wollten einen Staat streng nach dem Muster der römischen Republik, den Bürger von untadeliger Ehrbarkeit und senkrechtem Patriotismus bewohnen sollten. Ihr Ideal ist nicht Massenherrschaft, sondern der *cives Romanus*, den sie sich wahrscheinlich wie ein lebendig gewordenes Denkmal vorstellten. Sie waren durchaus Verstandesmenschen, allem, was Glauben oder Mystik hieß, abhold, stolz auf ihre Philosophie und ihren Atheismus. Wenn Robespierre die Vorsehung anruft, daß sie über Frankreich wachen möge, so

lehnt sich Guadet gegen solche Anrufung auf, und wenn Robespierre vom Glaubensbedürfnis des Volkes spricht, so zucken die Girondisten die Achseln und sagen: „Aberglauben!“ Ungleich weniger ideologisch als er und mit dem Leben, dem wirklichen Leben, vertrauter, haben sie ganz bestimmte Vorstellungen von den Realitäten des Daseins, auf die es in der Welt ankommt. Sie sind machtgerig, als wären sie echte Römer, und als der König, der nun gar keinen eigenen Willen mehr haben konnte, ihnen die Kabinettsbildung anvertraute, nützten sie den günstigen Augenblick, wie alle Politiker alten Schlages von den bewunderten Römern bis auf unsere Tage ihn nützen, und vergaben die Portefeuilles ausschließlich an ihre Parteigenossen.

Ihnen steht Robespierre gegenüber mit dem Ideal eines Zukunftsstaates, der nie und nirgends bestanden hat oder bestehen kann, ein Paradies, in dem alle Menschen gleich sind, in dem es keine auf Philosophie und Atheismus stolzen „Bürger“ gibt, sondern ausschließlich kindlichgute Menschen, die allzu lange unterdrückt gewesen sind. Und über ihnen waltet ein Gott der Güte, der Liebe, der Fürsorge, ein Gott, der nichts von Strafe und Verdammnis weiß und nicht durch den Mund falscher Priester redet und erschreckt. Kein Mittler zwischen Himmel und Erde, nur der eine erwählte Mensch, der das Volk aus Irrlehre und Wahn zu diesem einfachen und großen Gotte hinführt. Wer wird dieser Erwählte sein? Noch gibt es auf diese Frage keine Antwort, denn noch sind die Kirchen offen, noch ist kein Priester an Leib und Leben bedroht, weil er den Eid auf die Verfassung nicht leisten will, noch darf glauben, wenn es nach Glauben gelüftet. Später aber, wenn Christus wie ein Hochverräter verfolgt werden wird, wenn Schamlosigkeit die Einfalt verdrängt hat, wenn ein Volk, dem man die Seele extirpiert hat, verzweifelt nach Halt und Inhalt des Lebens schreit, dann wird der Erwählte hervortreten, wird in begnadeten Händen das Mysterium eines neuen Glaubens halten und sein heiliges Symbol dem verarmten Volke als neuen Reichtum weihen . . . Noch kennt niemand seinen Namen, noch ahnt ihn keiner, auch er selbst nicht, aber der Tag wird kommen, der den neuen Messias hergeleitet, und der Strauß aus Blumen und reifen Ähren, mit dem er die Gottheit grüßt, wird ihr lieblicher duften als aller Weihrauch, den verlogene Priester an ihren Altären entzündet haben . . .

Robespierre ist Mystiker, Gottsucher. Er könnte nicht leben ohne den Glauben an ein höchstes Wesen, das die Welt erschaffen hat und sie trägt. Er begreift, daß nicht „Philosophie den Bau der Welt zusammenhält“; denn „das Volk hängt am Kultus, an der Vorstellung einer unerforschlichen Macht, die ein Schrecken der Bösen, ein Hort der Guten ist. Mag der Philosoph seine Moral auf anderen Grundlagen aufbauen, so wollen wir uns doch hüten, diesen heiligen Instinkt, dies allumfassende Empfinden, das allen Völkern gemeinsam ist, zu verletzen“. Und ein andermal: „Die Atheisten sind Feinde der Republik. Das Verbot des Gottesdienstes widerspricht den Menschenrechten.“

Seine Widersacher von rechts behaupten allerdings, daß er, Trauzeuge bei Camille Desmoulins Trauung, diesem, der ergriffen schluchzte, in der Kirche zugerufen habe: „Heuchler, weine nicht!“ Doch dieser Zuruf ist ebenso unerwiesen wie unwahrscheinlich; denn eine derartig aggressive Rüpelei widerspricht zu sehr dem verschlossenen, etwas steifen und von modriger Würde umgebenen Wesen Robespierres. Aber selbst wenn er ihn getan hat, so beweist er damit nur seinen Abscheu gegen alles Pfaffentum, nicht aber gegen die Gotteslehre an sich. Getreu dem alleinseligmachenden Gesetz der Gleichheit, auf das er eingeschworen ist, weiß er nichts von religiöser Intoleranz. Auch in seinem Zukunftsstaate könnte jeder nach seiner Fassung selig werden; denn, so meint er, man müsse allerdings Jean Jacques' Grundsatz, der alle Ketzer, d. h. alle, die der Naturreligion widerstreben, ausstößt, dem Buchstaben nach bestehen lassen, aber man solle dies Gesetz nie in die Praxis übertragen. Er weiß, nein, er fühlt sehr gut, daß weder Besitz noch Macht genügen, um den Menschen auszufüllen, daß er vielmehr neben dem irdischen Teil auch sein himmlisches haben muß, das ihn über sich selber hinaushebt, ihn mit dem Leben versöhnt und ihm die Würde für die Todesstunde gibt. Diese Erkenntnis oder dies Gefühl hat nichts zu tun mit der banalen Weisheit: „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben!“, und armselig klingen neben Robespierres Inbrunst die Worte der Madame Roland: „Die großen Glaubensgedanken, das Bekenntnis zu Gott, die Hoffnung auf Unsterblichkeit vertragen sich sehr wohl mit der Philosophie, vertiefen ihr Fundament und bilden zugleich ihre schönste Krönung. Wehe über

die Gesetzgeber, die von diesen machtvollen Mitteln, die sowohl geeignet sind, politischen Eifer zu wecken, wie dem Volke die Sittlichkeit zu erhalten, gering denken! Und wären es Illusionen, so müßte man sie zur Erhebung der Menschheit ihr geben und sie pflegen . . .“ Hamel findet diese Worte „in jedem Sinn bewunderungswürdig und wert, von Rousseau selbst geschrieben zu sein“, aber schließlich sind sie nichts anderes als eine ernsthafte Umschreibung des spöttisch-rationalistischen Wortes Voltaires: „Wenn der liebe Gott nicht existierte, müßte man ihn erfinden!“

Wie in politischen Dingen, so klaffte auch hier der unheilbare Riß: für Frau Roland war Glauben Utilitäts-, für Robespierre Herzenssache. Ernsthaft, wie Herzenssachen genommen werden wollen und wie es seine schwere Art war, nahm er ihn und empfand tiefen Widerwillen gegen Cloots, den „Sprecher des Menschengeschlechts“, der, Atheist reinsten Wassers, dem Volk den Kosmos als neue Religion anpreisen wollte: „Der Kosmos ist ein billiger Gott, er kostet euch keinen Sou!“

Doch noch lagen diese religiösen Fragen im Hintergrund, im Vordergrund stand ein Ereignis, das für den Jakobinerklub von weittragender Bedeutung war: der König hatte, allerdings sehr wider Willen, ein girondistisches Ministerium berufen. Roland, mit der Kabinettsbildung betraut, übernahm das Portefeuille des Innern, Dumouriez wurde Minister des Auswärtigen, Clavière Finanzminister. Man war noch in der Ära leidlicher Klubeinigkeit, und „Gironde“ und „Berg“ bedeuteten noch keine unversöhnlichen Gegensätze. Dumouriez gehörte zwar nicht dem Klub an, war aber einer seiner Schützlinge, und das neue Ministerium machte ihm schnell klar, daß er sich dankbar zu erweisen und die äußere Politik im girondistischen Sinn zu leiten habe. Dieser Sinn war — der Krieg.

Wenn zwei Länder entschlossen sind, einander zu befehlen, so kommt es nur darauf an, erstens den richtigen Vorwand zu finden, und zweitens die Kriegserklärung geschickt dem anderen Teil zuzuschieben. Österreich, das ja dank seinen welschen und slawischen Bluteinschlägen stets eine ausgezeichnete Diplomatie gehabt hat, verstand es auch jetzt, Frankreich in die Rolle des Wolfes zu drängen, der das harmlose Schäflein überfällt. Kaiser Franz II. richtete an die französische Regierung die Forderung, die im Elsaß und in

Lothringen begüterten deutschen Fürsten für den ihnen durch die neue Verfassung zugefügten Schaden zu entschädigen, Avignon dem Papste zurückzuerstatten und Garantien zu leisten, daß die Sicherheit anderer Staaten nicht durch weitere revolutionäre Maßnahmen gefährdet werde. Und so erklärte am 20. April 1792 Ludwig, gedrängt von seinem neuen Ministerium, weinenden Auges Österreich den Krieg.

Wenige Tage vorher hatte Robespierre sein Amt als Staatsanwalt niedergelegt. Er hatte schon bei der Übernahme gesagt, daß er es nur verwalten würde, solange das Vaterland ihn nicht zu anderem Dienste nötiger hätte. Dieser Tag schien ihm jetzt gekommen. Er wollte, wie so viele der Revolutionsmänner, sein Blatt haben, das auch alsbald unter dem Titel „Der Verteidiger der Verfassung“ in die Erscheinung trat. Nun gab es zwischen ihm und dem Brissotischen Blatt „Französischer Patriot“ Preßfehden, die sicherlich die Beteiligten lebhaft beschäftigten, obgleich für das girondistische Ministerium jetzt ganz andere Dinge auf der Tagesordnung standen als Journalistenquerelen.

Die Girondisten brauchten Siege, militärische Siege, wollten sie ihre Macht behaupten können. Dieser Krieg war ja ihr Krieg, war gegen „das österreichische Komplott“ gerichtet, dem, so sagten sie, in erster Linie die Königin angehöre, und die sie darum sogar gerne vom König verstoßen gesehen hätten. Wenn aber die Siege ausblieben, was dann? Und sie blieben aus. Blieben ebenso aus wie die Verstoßung Marie Antoinettes, wogegen es an der Grenze nicht nur Schlappen, sondern — o Schande! — feige Flucht französischer Truppen gab! Da taucht wieder — wie schon einmal — der Gedanke an eine Zusammenziehung von Truppen unmittelbar vor den Toren der Hauptstadt auf. Die Gironde verlangt, daß am Federationsfest zwanzigtausend Mann, nachdem sie den üblichen Bundeseid geleistet haben, dies Lager beziehen sollen, „um Unruhen zu vermeiden und die Hauptstadt nötigenfalls zu schützen“. Die Nationalversammlung nimmt das Dekret an. Robespierre aber hatte sich im Jakobinerklub energisch dagegen ausgesprochen, weil er die für einen Ideologen erstaunlich reale Ansicht vertrat, daß diese Truppen jetzt an der Grenze nötiger wären als im eigenen Lande. Aber diesmal stürmte die allgemeine Erregung über ihn hinweg. Die ver-

hetzten Massen begehrten stürmisch die Aufhebung des königlichen Vetorechts, das dem König gestattet hatte, die Bildung des Lagers zu verhindern. Kein Veto! . . . Kerker oder Deportation für jeden Pfaffen, der den Bürgereid verweigert! . . . Aufgebracht über diese Zumutungen, die ihn als König und Katholiken tief verletzten, entließ Ludwig sein Ministerium.

Als Ludwig, schon empört über die Zumutung, die Königin zu verstoßen, nun das jakobinische Ministerium entließ, sah jedermann, auch er selbst voraus, daß wiederum Sturmtage bevorstanden. Die entlassenen Minister, rasend vor Zorn, daß ihnen die Macht so schnell entgleiten sollte, peitschten tagelang die wilden Instinkte der Vorstädte auf, und schon wurde allgemein bekannt, daß für den 20. Juni ein großer Aufstand geplant sei . . .

Wie einst der letzte Griechenkaiser — Constantin XI. —, ehe er in die letzte Schlacht gegen die Türken zog, samt seinem ganzen Hof das Abendmahl genommen hatte, so empfing auch Ludwig mit seiner ganzen Familie die Sakramente, die den Sterbenden geziemen. Nach den Oktobertagen von 1789 und der Rückkehr von Varennes mußten sie ja auf alles gefaßt sein, und wenn es auch zweifelsohne königlicher gewesen wäre, „kämpfend an den Stufen des Thrones zu fallen“, so darf man doch dem König die menschliche Würde nicht absprechen, die ihm in den Tagen des Unglücks eignete. Er war nicht zum Heros, nur zum Märtyrer geboren, und wie er sich, gestärkt durch seinen Glauben, der Wut des eigenen Volkes aussetzt, ohne, um Blutvergießen zu vermeiden, die treuen Arme von hundertfünfzig Edelleuten anzunehmen, die ihn schützen wollen, wie er so, waffen- und wehrlos, den anstürmenden Pöbel erwartet, ist er nicht weniger nur anders heldisch als der letzte Constantin, dem ein besseres Geschick den Schlachtentod gewährte.

Ludwig stirbt nicht an diesem Tage. Der Tod wäre ihm wohl eine Erlösung, aber noch ist die Bahn der Qualen und Erniedrigung nicht zu Ende, noch lange nicht. Wohl stürmen die bewaffneten Vorstädte in die Tuilerien, schlagen mit Äxten die verschlossenen Tore ein, dringen in die königlichen Gemächer, zwingen dem König die rote Freiheitsmütze auf, verwüsten rundum alles, als wären sie nicht Menschen sondern eine Horde wildgewordener Büffel — aber das Ministerium Roland wurde nicht zurückgerufen. Einmal hatte

sich der König vergewaltigt, im Oktober 1791, als er seine Zustimmung zu dem Gesetz gab, das jeden Emigranten, der nicht bis zum 1. Januar heimgekehrt war, als Verräter bezeichnete und seinen Besitz als „Nationalgut“ dem Staate schenkte. Einmal hatte er so gegen sein Blut, gegen die eigenen Brüder, gegen Getreue gezeugt, einmal und nicht wieder! Nie würde er sich an einem durch die Tonsur geweihten Haupt vergreifen und niemals das Recht aufgeben, sich zu schützen, wenn sein eigenes Ministerium ihn schutzlos machen wollte! Er hat sich und die Seinen auf den Tod vorbereitet, aber so lange er lebt, wird er sich nicht zum Wüten gegen Priester zwingen lassen und auch nicht zur Errichtung des Lagers, das ja nur ein Wall der Girondisten hätte werden sollen.

Wie weit die Anteilnahme Robespierres an diesem Aufstand ging, läßt sich wohl schwerlich feststellen. Zweifelsohne war er anfänglich dagegen, aber nicht etwa aus Schonung für die Tuilerien und ihre Insassen, sondern weil er einen Aufstand im größeren Stil, einen Aufstand um der scheinbar bedrohten Freiheit willen, nicht aber wegen entlassener und darob gekränkter Minister wollte. Er spürte oder wußte wohl, daß der Thron schon so unterhöhlt war, daß er in nächster Zeit zusammenstürzen mußte, und er hätte wohl diesen 20. Juni als den Tag des großen Sieges der Revolution sehen mögen. Aber der Tag brachte weder seinen noch der Girondisten Wünschen Erfüllung. Der Thron hielt sich, schwankend wie er war, doch noch etliche Wochen, und die Girondisten wurden nicht zurückberufen.

Doch über all dies Parteigezänk und alle Volksverhetzung hinweg erklangen jetzt an Frankreichs Ohr Worte, deutsche Worte, die ihm die zornige Schamröte ins Gesicht trieben. Der Herzog von Braunschweig, Oberbefehlshaber der vereinigten kaiserlichen und preussischen Heere, erläßt am 25. Juli das berühmt gewordene Manifest, in dem es unter anderem hieß: „Wird der königlichen Familie irgendwelche Beleidigung zugefügt, so wird Rache genommen, Paris zerstört, und die Verbrecher werden bestraft werden.“ Und ein Nachtrag, der eine gewaltsame Entführung der Königsfamilie erwog, besagte: „Die Straße, welche die Räuber des Königs und der Königin nehmen möchten, soll mit einer ununterbrochenen Reihe von Strafbeispielen bezeichnet werden, wie diese die Beförderer sowie die Urheber unverzeihlicher Attentate verdienen.“

Dies Manifest, das den Thron durch die Schärfe des Schwertes hatte schützen wollen, brachte ihn durch das Ungeschick der Feder zum Sturz. Wäre der Herzog ein Psychologe gewesen, so hätte er begriffen, daß kein Kulturvolk, auch nicht wenn es just Revolution macht, sich solche Sprache gefallen lassen kann, am allerwenigsten ein krankhaft eitles Volk wie die Franzosen. Aber Oberbefehlshaber sind leider sehr häufig keine Psychologen, und so war die Antwort auf das Unglücksmanifest der Schreckenstag vom 10. August 1792, der alles hinter sich ließ, was Paris bis zur Stunde an entfesselter Bestialität gesehen hatte. Ein Rauben und Plündern und Morden hebt in den Tuileries an, wie keine Horde Barbaren je scheußlicher in Feindesland gehaust haben kann. Eine Schar von Edelleuten, entschlossen, mit dem König zu sterben, hat im Verein mit den Schweizer Gardien die Verteidigung des Schlosses übernommen, aber ihre Zahl ist zu gering, um gegen die anstürmenden wohlbewaffneten Massen standzuhalten. Die Nationalgarde erweist sich als unzuverlässig . . . weigert sich, auf das Volk zu schießen . . . Edelleute und Schweizer halten tapfer stand, solange sie können, und — solange es der König gestattet, der eben nur den Mut des Märtyrers hat und dem Blutvergießen ein Greuel ist . . . Mit hastiger Hand schreibt er quer über ein Blatt Papier den Befehl, daß die Schweizer das Feuern einstellen sollten. Da erlebt Marie Antoinette den zweiten großen Augenblick ihres Königinnendaseins. In all den Tumult hinein, über den Befehl Ludwigs hinweg, schreit sie dem König zu: „Sire, geben Sie Befehl, daß man mich an den Wänden dieses Schlosses festnagle!“ Arme Frau! Arme Königin! Sie hätte den Königsmut, kämpfend an den Stufen des Thrones zu fallen, und sie weiß, daß sie, wenn sie heute dies Unglücksschloß verläßt, es nie mehr betreten wird. Doch der König ergibt sich schon den Vorstellungen des herbeigeeilten Bürgermeisters, der erklärt, er könne für nichts mehr einstehen, und der sicherste Schutz für die königliche Familie sei — der Schoß der Nationalversammlung.

Marie Antoinette wird nicht an den Wänden der Tuileries angegelt. Den kleinen Dauphin an der Hand, wandert der König, umgeben von den Seinen, aus dem Schlosse seiner Väter in den „Schutz seines Volkes“ — in das Gefängnis des Temple . . .

Tätigen Anteil hat Robespierre an diesem Schreckenstag nicht genommen, das heißt, er hat nicht mitgekämpft. Wie hätte er auch kämpfen können, er, der kein Blut sehen konnte? Aber er hat weit mehr getan als irgendeiner der Kämpfer: er gehörte zu den geistigen Urhebern, zu den geschäftigsten Schrittmachern dieses Tages. So und nicht anders hatte er sich den gewaltigen Ansturm des Volkes gedacht, das seine neu erkämpfte Freiheit gegen alle „Tyrannen“ der Welt verteidigt. Ein Orkan, der den Thron wegfeht. Sicherlich fand er in seinem bilderreichen Sprachschatz eine Menge Worte, die diesen Tag als ein Drama der sich befreienden Volksseele malten. Sicher glaubte er — wie immer — alles, was er zur Verherrlichung dieses „Ausbruchs der Leidenschaft“ (beliebter Ausdruck aller Revolutionäre!) sagte, konnte es glauben; denn da er den Kämpfen ferngeblieben, sah er ja nicht, wie in den Gängen der Tuileries große Blutlachen standen, wußte nichts von Erschlagenen, von mutwilligen Brandstiftern, die in aufzüngelnde Flammen Leichen und Verwundete warfen . . . Sah nicht, wie die Rote viehisch betrunken aus den königlichen Weinkellern herausschwankte und grauenhafte Weiber mit Leichen unflätige Scherze trieben. Er saß in seinem stillen Stübchen des Hauses Duplay und sann über die Glückseligkeit im Zukunftsstaat nach . . .

Wie groß sein intellektueller Anteil an diesem 10. August gewesen sein muß, erhellt das Schreiben, das ihm der kommunistisch gewordene Stadtrat von Paris nebst der für diesen Tag geprägten Medaille zugehen ließ: „Wir beeilen uns, Ihnen das Erinnerungszeichen an den 10. August zuzusenden, und schätzen uns glücklich, dem unbestechlichen Robespierre diese Huldigung darbringen zu können.“

Robespierre hatte gehofft, alsbald die Absetzung des Königs zu erreichen, es wurde aber zunächst nur auf Suspendierung der königlichen Gewalt erkannt. Das Girondistenministerium wurde zurückberufen und ein Conseil exécutif, bestehend aus Danton und fünf Girondisten, gebildet. Robespierre aber wurde in den radikalen Stadtrat gewählt „mit unbeschränkter Macht, das Vaterland zu retten“.

Die Schreckensherrschaft steht vor der Türe . . .



EXTRAIT
DU PROCÈS-VERBAL
DE L'ASSEMBLÉE NATIONALE.

Du 10. août 1792.

L'AN QUATRIÈME DE LA LIBERTÉ.

Le roi est suspendu, il reste en otage, l'Assemblée nommera les ministres. Le point pour l'avenir s'ensuit.

Stas

Dekret, die Suspendierung Ludwigs XVI. betreffend

IX. KAMPF NACH INNEN UND AUSSEN

In den Mittagstunden des 2. September 1792 ließ der Justizminister Danton den Pariser Pöbel in die Gefängnisse ein, in denen Tausende von Adeligen und eidverweigernden Priestern saßen. Jene grauenhafte Metzelei hub an, die unter dem Namen „Septemermorde“ untilgbar auf der Französischen Revolution haften bleibt, gleich den Blutflecken auf den Händen der Lady Macbeth. . . Unnütz zu erörtern, ob Danton sie angeordnet oder nur geduldet hat und ob er oder sein Berater, Marat, dies „Ableitungsmittel“ erfand, — es wurde angewandt, weil die französische Politik wieder einmal ein solches „Ableitungsmittel“ brauchte. Longwy und Verdun waren ja gefallen, in vierzehn Tagen konnten die Preußen in Paris sein, und das Ministerium Roland hielt bereits Ausschau nach einem sichern Ort, wo es sich vor dem anrückenden Feind bergen könnte. . . In solchen Zeitläuften ist es für jede Regierung vorteilhaft, die Bestie „Pöbel“ zu beschäftigen, und wie sie beschäftigt wurde, mag, wer gute Nerven hat, bei Taine nachlesen. Es genügt wohl zu erwähnen, daß im Umkreis um die Gefängnisse Bänke gestellt wurden, damit das Volk bequem, ohne sich durch Stehen zu ermüden, den stundenlangen Massakern zusehen konnte. Als die Dämmerung das grausige Bild verschleiern wollte, sorgten die Schlächter für Beleuchtung und steckten jeder Leiche ein Lämpchen auf die Brust. . .

Robespierre hat an diesem Tag der Greuel keinen Anteil gehabt, keine Schuldspur führt zu ihm hin. Er hat ihn gewiß nicht gebilligt, ebenso gewiß aber auch nicht sonderliches Herzweh darob empfunden. Für ihn war ein Aristokrat ja immer ein Verbrecher, ein Priester der Helfershelfer des Aristokraten, und wenn sich ein Arm erhob, der beide tötete, so gehörte dieser Arm nicht einem gemeinen Mörder sondern dem allzulange geschändeten Menschenrecht. . .

Die Ereignisse begannen sich zu drängen. Die Schlacht von Valmy (20. September 1792) brachte den preußischen Siegeszug zum Stehen. Zwei Tage später wurde Frankreich als Republik erklärt. Die gesetzgebende Versammlung löste sich auf, der Konvent trat an ihre Stelle, in den neben Danton und Marat auch Robespierre gewählt wurde. Nun schien die Zeit gekommen, wo sein Gelübde, „den Manen Rousseaus“ geweiht, erfüllt werden konnte. „Ich will deiner gebenedeiten Spur folgen, bis nur mein Namen übrig ist, den spätere Geschlechter vergessen mögen. Ich will mich glücklich preisen, wenn auf der gefährlichen Bahn, die eine unerhörte Umwälzung vor mir aufgetan hat, es mir gelingt, den Gedanken, die ich aus deinen Schriften schöpfte, Treue zu halten.“

Diese Treue zu halten, war nicht so leicht, wie man denken sollte; denn wenn auch alle „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ schrien, so gab es doch allerlei Widerstände zu überwinden, und zwar nicht nur auf der Rechten, sondern auch im Jakobinerklub. Seine markantesten Persönlichkeiten — Danton und Marat — hatten, der eine durch sein Temperament, der andere durch seine genaue Kenntnis der Pöbelinstinkte, die Massen in der Hand und erzwangen sich dadurch starken Einfluß auf den Konvent. Diesen beiden eine Weile wie ein dritter Triumvir gesellt, ihnen scheinbar fest verbunden, stand Robespierre doch jedem von ihnen innerlich ablehnend gegenüber. Mißtrauisch, wie er ist, traut er Danton die Fähigkeit zu, sich je nach Konjunktur politisch zu „entwickeln“, wie man Umfall höflich zu benennen pflegt. Und auch als Mensch stieß Danton ihn ab, mußte ihn abstoßen, denn sie waren entgegengesetzte Pole. Danton ist voll begehrllicher Genußsucht, Robespierre voll wunschloser Enthaltbarkeit. Danton ist käuflich, findet, daß Geld niemals schlecht riecht, Robespierre ist die Lauterkeit selbst, und alle Reichtümer der Welt könnten seine Meinung nicht erkaufen. Danton nennt die öffentliche Meinung „eine Hure“, die Unsterblichkeit „eine Torheit“, Robespierre spricht jedes Wort für die Völker der Erde und träumt davon, seinen Namen spätesten Geschlechtern zu vererben. Für Robespierre ist „Tugend“ ein hoher, sittlicher Begriff — Danton erklärt lachend, daß es keine bessere gebe als die eine, die er jede Nacht mit seiner Frau ausübe. Danton ist ganz Mensch, Robespierre ist ganz Theoretiker. Danton

ist ganz von dieser Welt, Robespierre ganz von der Welt Jean Jacques' . . .

Der Gegensatz zwischen ihm und Marat klaffte noch tiefer, weil es sich hier um politische Grundsätze handelte. Marat ist durchaus aggressiver Kommunist, und sein berühmtes Agrargesetz fordert Aufteilung des Bodens, des Besitzes. Er fordert die Steuerfreiheit des Existenzminimums, Plünderung und Mord betrachtet er als legale Kampfmittel gegen die Bourgeoisie, die sich zur Wehr setzen will. Kategorisch begehrt er die Auflösung des stehenden Heeres und die Diktatur des Proletariats, deren Symbol die den Galeerensträflingen von Marseille entlehnte rote Mütze ist.

Robespierre aber haßt diese rote Mütze, hat sie, da man sie ihm an einem Festabend im Klub anbot, verächtlich in die Ecke geworfen, denn er ist kein Kommunist im Maratschen Sinn. Wohl träumt er von einer Welt, in der es keine Klassenunterschiede gibt, das Höchste der Weltordnung bleibt aber für ihn doch immer der Staat. Der Staat auf der Grundlage des „Contrat social“, der jedem Bürger gleiche Rechte, aber auch gleiche Pflichten zuweist. Diesem Staat zu dienen, ihm Opfer zu bringen — höchstes Bürgerglück! Darum will er auch das Existenzminimum besteuern; denn „die Steuerfreiheit ist eine Kränkung für den Armen. Sie beraubt ihn des Glücks, dem Staat Hilfe zu leisten“. (Er hat aber später, als er die Menschenrechte einer Revision unterzog, das Existenzminimum doch freigelassen, vermutlich unter Dantons Einfluß, der besser wußte, wie gerne sich jeder solche „Kränkung“ gefallen läßt!) Er erkennt selbstverständlich das „Recht auf Arbeit“ an und die Verpflichtung des Staates, Arbeit zu beschaffen und, sofern dies unmöglich ist, dem bedürftigen Arbeitswilligen eine Erwerbslosenunterstützung zu gewähren. Doch ebenso gibt es eine Pflicht zur Arbeit: „Wer vom Recht auf Arbeit keinen Gebrauch macht, hat keine Existenzberechtigung.“ Und der Ertrag jeder Arbeit soll nicht nur kümmerlich das Leben fristen, sondern auch ein bißchen Überfluß gewähren.

Marats berühmtes Agrargesetz ist und bleibt allzeit für ihn „eine Chimäre“. Noch in der radikalen Verfassung des Jahres 1793 tritt er für das Recht des Eigentums ein, „sofern es weder die Sicherheit, noch die Freiheit, noch die Existenz, noch das Eigentum von seinesgleichen gefährdet“. Das Agrargesetz aber ist „eine Erfindung



Danton

von Schurken, um Dummköpfe zu schrecken. Es bedurfte wahrlich nicht erst einer Revolution, um der Welt die Überzeugung beizubringen, daß die Ungleichheit des Besitzes die Quelle zahlreicher Übel und Verbrechen ist. Nichtsdestoweniger aber sind wir überzeugt, daß die Gleichheit der Güter eine Chimäre ist. Was mich betrifft, so halte ich sie für die Privatwohlfahrt noch weniger notwendig als für das Allgemeinwohl“.

Nicht nur hier sondern auch bei anderer Gelegenheit tritt er gegen Marat auf und verwahrt sich einmal in einer Konventsrede sehr höflich, aber nicht minder bestimmt, gegen die Identifizierung mit ihm.

Hinwiederum möchte auch Marat nicht mit ihm verwechselt werden; denn weil Robespierre die Maratschen Programmnummern Mord und Plünderung nicht gelten lassen will, erklärt Marat, daß Robespierre „die Kühnheit und der Weitblick des Staatsmannes fehlen“. Ein andermal nennt er ihn „einen Schurken, der der Freiheit noch gefährlicher werden wird als alle äußeren Feinde!“ („Schurke“ scheint in jener Zeit der Brüderlichkeit die Lieblingsbezeichnung für Kollegen gewesen zu sein!) Nun, an derartige Liebenswürdigkeiten muß ein Mann, der im öffentlichen Leben steht, gewöhnt sein! Hatten doch girondistische Blätter schon in den Anfängen der Revolution behauptet, daß Robespierre aus der königlichen Privatschatulle Gelder bezöge, die ihn zu entsprechenden Gegenleistungen verpflichteten.

Die Hautgoutpersönlichkeiten Dantons und Marats stießen ihn ab, aber auch eine so tadellose und anmutige Erscheinung wie Manon Roland, die Egeria der girondistischen Partei, war nicht nach seinem Geschmack. Vermutlich fänden auch heutzutage die meisten Männer sie ziemlich unerträglich mit ihren ewigen römischen Zitierungen und ihren endlosen Tiraden über die „Gutgesinnten“ und die „Tugend“. Niemand wird ihrer Charakterstärke und ihrem Heldenmut, ihrem moralischen wie ihrem physischen, Bewunderung versagen, aber trotzdem war sie eine Prätentöse und eine Preziöse. Keine Preziöse im Sinn des Hotel Rambouillet, aber eine Preziöse der Revolution. „Die Tochter des Kupferstechers Philipon fand es ganz natürlich, daß sie eine große Dame war, eine Rolle spielte, einen kleinen Hof um sich sammelte. Sie fand, daß dieses nur ihrer Begabung, ihrer Philosophie, ihrer Bürgertugend angemessen sei. Für sie war Roland ‚ein Cato‘, seine Parteigänger ‚Spartaner‘, sie selbst ‚eine Römerin‘. ‚Seine Bürgertugend, meine Bürgertugend, unsere Bürgertugend‘ — dies Wort konjugiert sie unaufhörlich, und die Unselige merkt nicht, daß sie schon selbst ‚Aristokratin‘ geworden ist und — immanente Gerechtigkeit! — schon fast ebensoviel Haß und Neid erregt wie einst ‚die Österreicherin‘. (Lenôtre.)



Robespierre

Nein, diese Frau konnte Robespierre nicht gefallen, ebensowenig wie Théroigne de Méricourt, die dem Heer ein Amazonenkorps zuführen wollte, oder wie die ehemalige Schauspielerin und nunmehrige Frauenrechtlerin Rose Lacombe, die der Nationalversammlung „ihre Person und ihren Arm gegen die Tyrannen“ angeboten hatte. Sehr galant hatte der Präsident damals entgegnet, daß die Persönlichkeit der Antragstellerin eher geeignet sei, Tyrannen zu ent-
waffnen als zu bekämpfen, aber trotz aller Galanterie — die Männer der Revolution, der neuen Zeit, wollten von Frauen dieser Art nichts wissen. Mit dem alten System sollten auch seine Trabantinnen, die soviel Unheil gestiftet hatten, — die politischen und geistreichen Frauen — verschwunden sein. „Zurück zur Natur!“ und „Bürgerlichkeit“ hieß jetzt die Losung, und darum wollte man nicht mehr die Dame, sondern das Weib, die Hausfrau, die Mutter mit dem fruchtbaren Schoß . . .

Wirklich die Mutter, wie wir das Wort deuten und ehren? Nein, von dieser Mutter wollte Robespierre offenbar ebensowenig wissen wie von den geistreichelnden oder politisierenden Damen. Er schwärmt ja für staatliche Kindererziehung und möchte vermutlich der Mutter nur das Säugen (das der Staat doch nicht gut selber besorgen kann!) gestatten und die Erteilung des „republikanischen Elementarunterrichts“ an die Kleinsten:

„Was bist du?“

„Ich bin ein Kind des Vaterlandes!“

„Was ist dein Besitz?“

„Freiheit und Gleichheit!“

„Was bietest du der menschlichen Gesellschaft?“

„Ein Herz, um mein Vaterland zu lieben, und zwei Arme, um es zu schützen!“

Ist das Kind über solchen und ähnlichen mütterlichen Unterricht hinausgewachsen, gehört es, laut Robespierres Wort, dem Staat: „Nur der Staat hat das Recht, Kinder zu erziehen, er kann dies Recht weder dem Familienhochmut noch den Vorurteilen einzelner überlassen; denn dies würde eine ständige Stärkung aristokratischer Gefühle und eines häuslichen Föderativsystems bedeuten, das die Seelen einengt und vereinsamt und neben der Gleichheit auch die Grundlagen der sozialen Ordnung zerstört.“

Die Familie ein „häusliches Föderativsystem“ — man könnte aus der Haut fahren! Und solch theoretischen Nonsens sprach der Mann, der sich im spießbürgerlichsten, altväterischsten aller „häuslichen Föderativsysteme“ — der Familie Duplay — wie ein Sohn eingelebt hatte! Fast möchte man Eleonore beglückwünschen, daß es ihr erspart geblieben, mit ihm solch häusliches Föderativsystem zu begründen, wenn seine politische Sendung erfüllt sein würde. Denn dann wollte er die Stadt verlassen, ein Gütchen kaufen und als echter Rousseau-Jünger als Gleicher unter Gleichen mit biederen, fröhlichen Landleuten leben, als ein echter Bürger der neuen Zeit. Berückender Traum, aber ach, der Erfüllung noch so fern! Denn noch lange ist die große Sendung Maximiliens nicht vollendet, noch wartet Frankreich auf die große „Reinigung“, die es von allen Verrätern befreit, zunächst vom allerschlimmsten — von Ludwig, *ci-devant* König von Frankreich.



Ludwig XVI. im Temple sein Testament schreibend
Nach einem Gemälde von Singleton

Der Verlauf des Prozesses gegen den König ist zu bekannt, als daß man sich lange dabei aufhalten müßte. Der Konvent stellte drei Fragen: „Hat sich Ludwig der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und gegen die allgemeine Sicherheit des Staates schuldig gemacht?“

„Wird das gegen Ludwig Capet gefällte Urteil dem Volk zur Bestätigung vorgelegt?“

„Welches Urteil wird über Ludwig verhängt?“

Barère eröffnete die Verhandlung mit den an den König gerichteten denkwürdig-unverschämten Worten: „Ludwig, Sie können sich setzen!“ Das Todesurteil wurde gefällt, der Appell an den Volksentscheid mit 423 gegen 281 Stimmen verworfen. Am 21. Januar 1793 stand Ludwig auf dem Richtplatz. Trommelwirbel erstickten die letzten Worte, die er an das Volk richten wollte, das er einst das seine genannt hatte . . .

Der tragische Prozeß vertiefte noch den Gegensatz zwischen Jakobinern und Girondisten. Die Girondisten waren, gleichviel ob aus politischen oder aus persönlichen Gründen, zwar für das Todesurteil eingetreten, verlangten aber nachdrücklich den Volksentscheid über den Vollzug. „Dies ist das einzige Mittel, um Europa wieder mit uns zu versöhnen!“ war Brissots Meinung. Aber Robespierre, der Unbeirrbar, Unbestechliche, war für solche Argumente taub. Was kümmerte ihn Europa? Was die Ansicht der ganzen Welt, wenn es sich um einen „Tyrannen“ und um „Grundsätze“ handelte? „Ich versteife mich darauf, nichts von der Silbenstecherei zu verstehen, die man ausgeklügelt hat, um die Konsequenzen eines Grundsatzes zu umgehen. Niemals habe ich vermocht, in meiner Persönlichkeit zwischen dem Richter und dem Staatsmann zu unterscheiden. Ich wäre außerstande, Vernunft und Gerechtigkeit so tief zu beleidigen, daß ich das Leben eines Despoten höher schätzen sollte als das einfacher Bürger, und ich bin außerstande, mein Hirn zu zerquälen, um den Hauptschuldigen der Strenge des Gesetzes zu entziehen, das bei weit geringeren Verbrechen Anwendung findet und seine Mitschuldigen schon gerichtet hat. Weil ich mitleidig für die Bedrückten bin, stehe ich unerbittlich gegen die Bedrücker; denn fremd ist mir eine Menschlichkeit, welche Völker erwürgt und Tyrannen verschont. Dasselbe Gefühl, das mich einst, allerdings

vergeblich, für die Abschaffung der Todesstrafe sprechen ließ, zwingt mich heute, ihre Vollstreckung an dem Tyrannen meines Vaterlandes zu verlangen und in ihm an dem ganzen Königtum. Es ist mir unmöglich, um irgendeines künftigen unbekanntem oder aus der Phantasie gebornen Tyrannen willen den einen zu schonen, den ich unter Zustimmung einer überwältigenden Majorität als solchen erkannt habe. Ich stimme für seinen Tod.“

Diese Rede, so hart sie auch klingt, ist ein sanftes Gnadengebet gegen die Worte und Vorschläge, die im Jakobinerklub gehört werden können. Camille Desmoulins wünscht nichts Geringeres, als daß Ludwig auf dem Karussellplatz an den Schandpfahl gestellt und alsdann der Wut des Volkes preisgegeben werden sollte! Ihn übertrumpfte noch der Fleischer Legendre, der vorschlug, Ludwig XVI. in Stücke zu hauen, sie einzupökeln und jedem Departement eines davon zuzuschicken, damit es am Fuße des Freiheitsbaums verbrannt würde. So wenigstens berichtete die „Vossische Zeitung“, und wenn man zur Selbstberuhigung sich sagen möchte, daß dies wohl nur Zeitungsenten gewesen sind, so muß man sich leider an die grausige Satire des Abbé Morellet erinnern, der, entsetzt über all die Schlächterworte und -taten, die er täglich hörte und sah, schrieb: „Ich schlage die Errichtung eines nationalen Menschenschlachthauses, nach Plänen des großen Künstlers David vor. Ferner ein Gesetz, das allen Bürgern befiehlt, sich mindestens einmal wöchentlich mit Menschenfleisch aus dieser Schlächterei zu versorgen, andernfalls sie als „verdächtig“ verhaftet, deportiert, erdrosselt werden. Bei jeder vaterländischen Feier muß es ein solches Gericht geben — dies ist das wahre Abendmahl, die echte Hostie der Jakobiner.“

Am 1. Februar 1793 erklärte die Republik den Krieg an England, das bald auch Holland, Spanien und Sardinien als Kampfgenossen sah. Und schnell wird in der königs- und glaubenstreuen Vendée der Bürgerkrieg toben. Die Kriegserklärung an England war ein Werk der Jakobiner, die Pitt schon seit geraumer Zeit „den Feind der Menschheit“ nannten. Denn Mister Pitt hatte sich erlaubt, als Antwort auf die Weltrevolutionspropaganda, in England und Irland eine strenge Fremdenkontrolle einzuführen und Milizen einzuberufen. Solche Störung internationaler Kreise konnte sich die Republik

nicht gefallen lassen, und darum führte sie nun nach außen und innen Krieg!

Das ganze Land war in fiebrischer Erregung. Die Schlacht von Valmy sowie Erfolge am Rhein und in Belgien hatten die Widerstandskraft der Nation gestärkt. Denn dies Volk, das viehisch wüten konnte, war auch des großen Aufschwungs fähig, den Revolution und Krieg gegen eine starke Koalition erfordern. Das war kein Volk des Strohfeuers, der materiellen Ideale, das nach kurzer Zeit gewinselt hätte: Frieden und Brot! Das war ein Volk, dessen Wahlspruch in Frieden und Krieg lautete: Frei leben oder sterben! Und mit diesem Wahlspruch ertrug es die Entbehrungen und Mühsale, die dieser Krieg bedingte. Ertrug sie nicht ohne Murren, aber es ertrug sie bis zum guten Ende.

Das Brot wurde immer knapper und schwärzer . . . Die Lebensmittel wurden peinlich rationiert . . . Fleisch gab es nur mehr für die Kranken . . . Den Wäscherinnen von Paris wurde die Seife in jämmerlich kleinen Dosen zugeteilt . . . Schon drohte auch völliger Papiermangel, denn die Notenpresse arbeitete Tag und Nacht, und ihrer Tätigkeit entsprechend sank der Frankenkurs und stiegen die Preise.

Robespierre war in großer Sorge. Würde das Brautschiff der jungen Freiheit, auf dem sie beglückend zu allen Völkern segeln wollte, von englischen Geschützen in den Grund gebohrt werden? Und der Sorge gesellte sich Empörung, weil die girondistischen Blätter dem Feind in die Hände arbeiteten, indem sie fast täglich von Verschwörungen und politischen Verbrechen berichteten, deren Herd Paris sein sollte. Außerdem veröffentlichten sie genau alle Vorgänge im Konvent, allwo es leider durchaus nicht so gesittet zugeht, wie man von dieser Volksvertretung hätte erwarten dürfen. Parteigezänk durchschrie und lähmte ihn, und nicht selten gab es Zusammenstöße, die sich besser für eine bäuerliche Kirchweih geschickt hätten, denn für ein Parlament. Voll schmerzlicher Entrüstung ruft Robespierre den Girondisten zu: „Wahrlich, ist dies die Art, die junge Republik in den Augen der Welt zu heben, indem man ihre Wiege mit erfundenen Greueln von Blut, Unruhen, Verschwörungen und Mordtaten besudelt?!“ Flehend beschwört er den Konvent, doch zu bedenken, welch klägliches Schauspiel er durch seine Zwistigkeiten und seine Tumultszenen biete, und sich zu erinnern, daß er „im Angesicht der

PROCLAMATION

D U

CONSEIL EXÉCUTIF

PROVISOIRE.

*EXTRAIT des Registres du Conseil, du 20
Janvier 1793, l'an second de la République.*

Le Conseil exécutif provisoire délibérant sur les mesures à prendre pour l'exécution du décret de la Convention nationale, des 15, 17, 19 & 20 janvier 1793, arrête les dispositions suivantes :

1.° L'exécution du jugement de Louis Capet se fera demain lundi 21.

2.° Le lieu de l'exécution sera la *Place de la Revolution*, ci-devant *Louis XV*, entre le pied-d'estal & les Champs-élysées.

3.° Louis Capet partira du Temple à huit heures du matin, de manière que l'exécution puisse être faite à midi.

4.° Des Commissaires du Département de Paris.

des Commissaires de la Municipalité, deux membres du Tribunal criminel assisteront à l'exécution, le Secrétaire-greffier de ce Tribunal en dressera le procès-verbal, & lesdits Commissaires & Membres du Tribunal, aussitôt après l'exécution consommée, viendront en rendre compte au Conseil, lequel restera en séance permanente pendant toute cette journée.

Le Conseil exécutif provisoire.

ROLAND, CLAVIERE, MONGE, LEBRUN, GARAT,
PASCHE.

Par le Conseil, GROUVELLE.

A PARIS, DE L'IMPRIMERIE NATIONALE EXÉCUTIVE DU LOUVRE. 1793.

Proklamation, die Hinrichtung Ludwigs XVI. betreffend

Welt“ tage. Selbstverständlich erzielten seine Mahnungen denselben Erfolg, den ähnliche Mahnungen bei allen Volksvertretungen erzielen — keinen . . .

Robespierre war Journalist geworden, kannte die Macht der Presse und journalistischer Propaganda und machte sich daran, den Krieg gegen England auch mit der Feder zu führen. Er verlangte, daß eiligst Abhandlungen geschrieben würden, die ohne parteipolitische Färbung nur von Menschlichkeit und Vaterlandsliebe sprechen, in alle möglichen Sprachen übersetzt und in die betreffenden Länder verschickt werden sollten. Ferner erinnerte er den Konvent an die Erklärung, daß Frankreich nicht mit den fremden Völkern sondern nur mit deren Tyrannen Krieg führe, und legte klar, daß nun der Augenblick gekommen sei, diese Worte in die Tat umzusetzen. Keine Eingriffe in die religiösen Vorstellungen anderer Nationen! Keine Eingriffe in ihre Staatsform! Mögen sie glauben, was sie wollen, und ihr staatliches Leben einrichten, wie es ihnen gefällt! Wohl gemerkt: ih nen, nicht ihren Tyrannen! Sobald man anfangen würde, den bekriegten Völkern in diesen Punkten Vorschriften zu machen, sich Einsprüche anzumaßen, würde man der Reaktion und der allgemeinen Tyrannei in die Hände arbeiten.

Kein Politiker mit Auslandskenntnissen würde sich von kosmopolitisch gehaltenen und übersetzten Zeitungsartikeln Eindruck auf eine kriegführende Nation versprechen, besonders dann nicht, wenn diese Nation England heißt. Aber Robespierre war ja Franzose, stand daher allem fremden Wesen genau so verständnislos gegenüber, wie er dem praktischen Leben gegenüberstand, meinte, daß ein Deutscher, ein Engländer, ein Südländer denken und fühlen müsse wie ein Franzose, und wäre sicher sehr überrascht gewesen oder hätte es wohl für unglaublich gehalten, wenn man ihm erzählt hätte, daß die Wirkung der französischen Kriegserklärung jenseits des Kanals eine ganz andere war, als er erwartete. Sie trennte nicht, sondern schloß Volk und Monarchie fester zusammen. Ein drohender Aufstand in Irland wurde angesichts der nahenden Gefahr schnell unterdrückt, und der Krieg war, trotz der Opfer, die er dem Lande auferlegte, in England sehr populär.

Als Politiker stets im Kampf mit persönlichen Gegnern, mit wirklichen oder auch nur eingebildeten Verrätern, lebte Robespierre als



Charlotte Robespierre

Privatmann nach wie vor das bescheidene, stille Leben des braven Bürgers. Fest eingesponnen in die Familie Duplay, genoß er deren schrankenlose Bewunderung und Vergötterung mit Wohlbehagen, zudem die Duplays sein latentes Mißtrauen kräftig nährten, ihn überall Gefahr, Verrat, Mordstahl für seine eigene Brust sehen ließen. Vergebens beschwor ihn Danton, doch nicht „auf die Schwätzer“ zu hören und sich von dem Wahn zu befreien, daß überall Veräter und Dolche lauerten — er glaubte den kleinen Spießbürgern lieber, als dem Jakobiner; denn mißtrauische Menschen wollen bekanntlich nicht bekehrt sondern in ihrem Mißtrauen bestärkt werden. Dies Mißtrauen wuchs mit seiner Macht und sollte im Wohlfahrts- und im Sicherheitsausschuß eine schreckliche Blütezeit haben.

Ohne jegliche Kenntniss kleinlicher Menschlichkeiten und Möglichkeiten und von jenem starken Familiensinn erfüllt, den, gleich ihm, so viele andere der blutigsten Revolutionsmänner pflegten, war Robespierre auf die abstruse Idee verfallen, seine Schwester Charlotte kommen zu lassen und sie nebst seinem Bruder Augustin, der in den Konvent gewählt war, bei den Duplays einzulogieren. Jeder halbwegs lebenskundige Mensch hätte sich gesagt, daß es zwischen den Damen Duplay und Charlotte zu Mißhelligkeiten kommen müsse, da die Duplays ihren Mieter wie ein ihnen gehöriges Heiligtum betrachteten. Die Streitigkeiten zwischen den Frauen huben denn auch alsbald an. Fräulein Charlotte, herrschsüchtig von Natur, eifersüchtig auf die Duplays und ziemlich empört, daß ihr gefeierter Bruder sich, wie es schien, als Schwiegersohn einfangen ließ, stritt sich mit Frau Duplay bis aufs Messer, gleichviel, ob es um einen Marmeladentopf oder um Maximilien ging. Mit den Töchtern kam sie ganz gut aus, aber die Mutter, die Mutter! — „Ich könnte Bände voll erzählen, was für Schlechtigkeiten sie mir angetan hat!“ sagt sie in ihren Memoiren. Erfreulicherweise hat sie diese Bände nie geschrieben, sondern sich begnügt, Mama Duplay als einen Teufel, sich selbst als ein schneeweißes Engelein darzustellen.

Die Brüder Robespierre nahmen zunächst keinen aktiven Anteil an diesen häuslichen Fehden. Maximilien war ganz versunken in seine Träume von der künftigen Völkerglückseligkeit und den immer neu auftauchenden Verräthern, und Augustin, ein hübscher, temperamentvoller Mensch, sah in diesem Hause über alle Weiblichkeit hinweg nur mit Anbetung auf den Bruder, an dem er mit einer selbstbeschränkten Liebe und Bewunderung hing, wie man sie unter Brüdern in gleicher Stellung nur selten findet. Jedes Wort aus Maximiliens Munde war für Augustin ein Gebot, selbstverständlich und stolz schien dem Jüngeren der Gedanke, daß sein Schicksal unlöslich an das des älteren Bruders gebunden sei. Und Maximilien wiederum liebte diesen hübschen, heitern und gutmüthigen Menschen, der so verschieden von ihm war, liebte ihn, als wäre er zu gleicher Zeit ein Kind und ein Jüngling, und nannte ihn, der neben Augustin auch noch „Bon“ getauft war, gerne mit dem Kosenamen „Bombon“. In diese brüderliche Harmonie tönte das Gezänk der streitenden Frauen, in deren Händen Robespierre wie weiches Wachs



A. B. J. ROBESPIERRE LE JEUNE

NE A ARRAS DE L'AN DE L'ALAIS

DEPUTE A LA CONVENTION NATIONALE EN 1792

DECAPITE LE 10 AVEC SON FRERE

Augustin Robespierre

war. Er ließ sich von ihnen hin und her schieben, als hätte er keinen eigenen Willen gehabt, duldete es, daß eines Tages Fräulein Charlotte ihn in eine Wohnung der Rue St. Florentin schleppte, die sie für sich und die Brüder gemietet hatte, und vernahm dort aus ihrem Munde, daß er sich hier ungleich glücklicher fühlen müsse als bei den Duplays. Er, stets fernab von allem Alltäglichen, schickte sich wahrscheinlich an, diesem Gebot zu folgen, und man mag sich vorstellen, wie unglücklich in diesen Tagen das ganze Haus Duplay gewesen sein muß. Aber die Vorsehung vernichtete Fräulein Charlottes schwarze Pläne. Maximilien wurde krank, und nun holte Mama Duplay ihn im Triumph zurück, um ihn zu hätscheln und gesund zu pflegen.

Man mag ein wenig staunen, daß Robespierre sich so gefügig von den Frauen hin und her schieben ließ, aber wie hätte er Zeit und Kraft in solch häuslichem Guerillakrieg verzetteln können? In diesem schwächtigen, verschlossenen Menschen, der bislang nur Mißtrauen, einseitiges Mitleid und Eitelkeit empfunden hatte, in diesem Bürger mit dem zierlich aufgerollten Haar und dem blütenweißen Jabot begannen jetzt Gelüste aufzubrennen, die er kaum sich selber eingestand, die er, der Jünger Jean Jacques', als „Ty-rannengelüste“ hätte bezeichnen müssen. Der Machthunger erwachte in ihm. Macht — Wort voll Glanz und Stärke, voll Rausch und Gefahr! Macht — den eigenen Willen zum Gesetz erheben dürfen, willenslose Menschen in der Hand halten, die man seligsprechen oder verdammen kann. Macht — ein Land zum Paradiese machen, ein Volk in Jean Jacques' Reich führen und von der Krönung des Werks herab den staunenden Völkern Europas zuzurufen: Dies ist mein, Maximilien Robespierres Werk! Mein Name wird, von unvergänglichem Ruhm umstrahlt, in der Geschichte fortleben!

Vorläufig freilich stehen seiner Unsterblichkeit und seiner Partei — dem „Berg“ — noch die Girondisten im Wege. „Berg“ heißen die Jakobiner, weil sie im Konventssaal (dem ehemaligen Theatersaal der Tuilerien) die obersten der amphitheatralisch ansteigenden Bänke innehaben. „Berg“ — ein stolzer Name, der symbolische Deutung gewinnen kann! Wohlan, der „Berg“ wird einen Felssturz zu Tal schicken, der die Gironde zerschmettert.

X. DAS FRÄULEIN AUS CAEN

Lamartine hat für seine „Geschichte der Girondisten“ acht Bände benötigt, es ist also wohl klar, daß diese an Episoden und Einzelheiten überreiche Tragödie in dem Raum eines schlanken Bandes nur ganz allgemein skizziert werden kann. Ja eigentlich braucht man sie kaum zu skizzieren, denn sie entwickelte sich (wie man heute sagt) „zwangsläufig“, indem die Revolution immer mehr nach links schritt, so daß die Gironde immer mehr nach rechts zu neigen schien. Ob dies nur Schein war oder Wirklichkeit, ist für den Verlauf des Prozesses gleichgültig.

Mit ihrem Eintreten für den Volksentscheid über das Urteil, das dem König gesprochen worden war, hatten sich die Girondisten so ziemlich bei allen Parteien bloßgestellt, wie es immer geschieht, wenn politisch Halbheiten gewollt werden. Trotz dieser Bloßstellung war ihr Anhang aber doch noch groß genug gewesen, um ein Anklagedekret gegen Marat durchzusetzen, der den Pöbel zur Plünderung vieler Läden aufgereizt hatte. Er stand auch wirklich am 24. April 1793 vor dem eben eingesetzten Revolutionstribunal, wurde aber nach sechsständigem Verhör freigesprochen und am Nachmittag desselben Tages von seinen Anhängern im Triumph zum Konventssaal geleitet, mit einem Eichenkranz geschmückt, von Weibern, Kindern und Deputierten umarmt, mit „Es lebe die Republik! Es lebe Marat!“ begrüßt.

In diesem Auftritt zeigte sich schon deutlich die Stimmung, die gegen die Gironde Platz gegriffen hatte. Denn innerhalb dieser drei Monate, die zwischen der Anklage Marats und seiner Freisprechung verstrichen waren, war der girondistische Schützling Dumouriez bei Neerwinden vom Herzog von Koburg geschlagen worden (18. März 1793) und des Verrats und royalistischer Umtriebe dringend verdächtig. Die Gefahr einer dritten Revolution, die Marat forderte („Schlagt zweimalhunderttausend Köpfe ab,



Marat

dann werdet ihr Ruhe haben, sonst nicht!“), rückte nahe, und die Gironde, die einen Ausschuß von zwölf Mitgliedern durchgesetzt hatte, dessen Aufgabe sein sollte, alle Verschwörungen in Paris zu überwachen, forderte jetzt vom Konvent die Unterdrückung des kommunistischen Stadtrats. Zu dieser letzten Forderung hatte sie nicht nur ein allgemeines sondern auch ein persönliches Recht: eine Deputation des Stadtrats war nämlich im Konvent erschienen und hatte ihn aufgefordert, sich von zweiundzwanzig seiner Mitglieder zu „reinigen“. Unnötig zu betonen, daß hinter dieser

Deputation, wie bei allen kommenden Ereignissen, der Jakobinerklub als Drahtzieher stand.

Die unversöhnlich gewordenen Gegner begannen ihre Kräfte zu messen. Der girondistische Zwölferausschuß läßt das übelbeleumdete Subjekt Hébert verhaften. Doch alsbald erscheint vor den Schranken des Konvents Deputation auf Deputation, die alle die Freilassung Héberts verlangen sowie die Überweisung des Zwölferausschusses an das Revolutionstribunal. Sie fordern, drohen mit Selbsthilfe . . . Eingeschüchtert läßt der Präsident abstimmen — die ebenfalls eingeschüchterte Versammlung stimmt mit Majorität für Héberts Enthaftung. Er erscheint im Stadtrat, wird noch enthusiastischer gefeiert als Marat. Auch ihm, dem ehemaligen Dieb, reicht man den ehrenden Eichenkranz, den er aber mit schöner Geste (wann hätte ein Franzose keine schöne Geste!) der Büste Rousseaus aufsetzt und sagt: „Die Lebenden bedürfen nur der Aufmunterung. Mit Kronen soll man sie erst nach ihrem Tode schmücken!“ O Hébert, schmutziges Subjekt mit der schönen Geste, du hättest die Eichenlaubkrone doch lieber behalten sollen. Denn nach deinem Tode wirst du gar keinen Kopf mehr haben, um sie aufzusetzen! Nein, du wirst keinen mehr haben, und die meisten, die dir heute zujubeln oder auch dich verdammen, werden ebenfalls keinen mehr haben! Denn soeben (März 1793) ist der „Wohlfahrtsausschuß“ ins Leben getreten, der, Hand in Hand mit dem „Sicherheitsausschuß“, „Verdächtige“ ausspürt. Mit Fug und Recht durfte der Girondist Lanjuinais dem Konvent zurufen: „Ganz Frankreich trauert über die Verhaftung von mehr als 50 000 Aristokraten, die eure Kommissarien befahlen. Seit einem Jahr hat man in den Departements mehr Bürger ins Gefängnis geworfen als unter dem alten System während eines Jahrhunderts. Dort schmachten diese Tausende guter, unglücklicher Bürger, ohne ihr Recht zu finden, und hier, in Paris, setzt man Menschen in Freiheit, die täglich in Soublättchen Mord und Anarchie predigen. Diesen Zwölferausschuß, zu dessen Aufhebung man euch drängen will, habt ihr doch geschaffen, um die öffentliche Wohlfahrt zu sichern und der Ermordung von 15 000 Parisern vorzubeugen. Wurde doch noch am letzten Sonntag in der Jakobinerhöhle der Antrag gestellt, den ganzen Konvent und alle Reichen in Paris zu ermorden.“

Diese Rede vernahm der Konvent am 28. Mai. Drei Tage später erschien vor seinen Schranken eine Deputation des „souveränen Volkes“ und beehrte stürmisch die Verhaftung aller „verdächtigen“, d. h. girondistischen Abgeordneten. „Man rette das Volk, oder es greift zur Selbsthilfe!“ sagte der Sprecher dieses Menschengeschlechts.

„Selbsthilfe“ klingt ganz zahm, doch der Kundige weiß, was es in Wahrheit bedeutet, und Barère, der mit schlangenhafter Schmiegsamkeit sämtliche Revolutionen und Reaktionen überdauern sollte, versuchte es auch jetzt mit der Schmiegsamkeit und schlug vor, daß diejenigen Mitglieder, „welche das Vertrauen des Volkes verloren haben“, ihr Mandat bis auf weiteres freiwillig niederlegen sollten. Weil er aber dem „souveränen Volk“ doch nicht recht traute, sollten sie „den Schutz des Gesetzes“ genießen, das ihnen auch nach der Mandatsniederlegung die Unverletzlichkeit verbürgte. Der Präsident Isnard, Girondist, erklärte alsbald, er sei bereit, sich selbst zu suspendieren, sofern der Wohlfahrtsausschuß es begehre, und er verlange keinen anderen Schutz als „die Rechtschaffenheit des Volkes“. Etliche der Girondisten pflichteten ihm bei, die Mehrzahl aber war nicht so optimistisch, und Lanjuinais rief: „Von mir erwartet nichts dergleichen! Ich höre von Opfern sprechen, die man bringen soll, aber Opfer bringt nur, wer frei ist. Sind wir noch frei? Nein! Zu dieser Stunde ist der Konvent belagert. Ich habe soeben mit eignen Augen eine Karte gesehen, auf der stand: „Den Deputierten ist es verboten, den Saal zu verlassen!“

Heftiger Tumult an der Saaltüre . . . Eine Anzahl Deputierter springt auf . . . will nachsehen, was draußen vorgeht . . . kehrt in Bestürzung zurück . . . Lanjuinais hat nur zu wahr gesprochen. Der Konvent ist von einer bewaffneten Menge umzingelt, die sogar Geschütze mit sich führt.

Flinten und Kanonen wohnt eine Überredungskraft inne, mit der sich Hunderte von unbewaffneten Rednern nicht messen können. Nach etlichem Hin und Her und vielen schönen Gesten, die verbergen sollen, daß der Konvent gar keiner freien Entschließung mehr fähig ist, werden die girondistischen Abgeordneten verhaftet. Einigen von ihnen, darunter Guadet, Pétion, Buzot und Roland, gelang es zu entfliehen, während Frau Roland, zu stolz, um sich

der Festnahme durch Flucht zu entziehen, in die Conciergerie abgeführt wurde.

Nun, da die Jakobiner das Staatsschiff lenken werden, geht man auch unverzüglich an eine neue, radikale Verfassung, für die Robespierre die „Menschenrechte“ gründlich revidiert. Wie schon erwähnt, verzichtet er auf die Besteuerung des Existenzminimums, aber an der Kürze, mit der er die ganze Steuerverordnung behandelt, kann man merken, daß ihm jetzt, da die Gironde zerschmettert ist, die Weltrevolution mehr am Herzen liegt als Steuerfragen. Ideologe, wie er ist, glaubt er der internationalen Glückseligkeit jetzt näher zu sein als ehemals. Darum besagt der von ihm vorgeschlagene Paragraph 29: „Wenn die Regierung die Rechte des Volkes verletzt, ist der Aufstand für das Volk und für jeden Teil des Volks das heiligste der Rechte und die unumgänglichste der Pflichten.“ Und von der wahren, nämlich von seiner „Brüderlichkeit“ scheinen die Männer, die den Verfassungsentwurf bearbeiten, keine Vorstellung zu haben:

„Die Kommission scheint die ewigen Grundsätze von der Vereinigung der Völker gegen die Tyrannen nicht gekannt zu haben. Ihr Entwurf scheint für eine Herde in irgendeinem Winkel der Erde zusammengepferchter Wesen gemacht, nicht aber für die unermessliche Familie, der die Natur die ganze Erde zum Besitz und Wohnsitz gegeben hat. Ich schlage vor, die vorhandene Lücke durch die folgenden Artikel auszufüllen, die allein euch die Achtung der Völker erwerben können, die euch aber auch unabänderlich mit den Monarchen verfeinden werden. Ich gestehe aber, daß diese Unannehmlichkeit mir nicht den geringsten Schrecken einflößt, und so wird es auch bei allen anderen sein, die sich nicht mit ihnen ausöhnen wollen.“ Diese Artikel lauten:

„Derjenige, welcher auch nur eine einzige Nation bekriegt, ist der Feind aller.“

„Diejenigen, welche ein Volk bekriegen, um den Fortschritt der Freiheit aufzuhalten und die Menschenrechte zu vernichten, müssen von allen Völkern nicht als gewöhnliche Feinde sondern als Rebellen, Räuber und Mörder verfolgt werden.“

„Die Monarchen, die Aristokraten, die Tyrannen, wer immer sie auch sein mögen, sind Sklaven, die sich gegen den Beherrscher der

Erde — das Menschengeschlecht — und gegen die Gesetzgeberin des Alls — die Natur — empört haben.“

Es folgen noch viele Paragraphen ähnlichen Inhalts, getragen von Theorien, Internationalismus und Weltfremdheit. Praktischen Wert hat keiner von ihnen erlangt, denn diese ganze Verfassung wurde von ihren Vätern und Taufpaten sofort chloroformiert, das heißt, sie sollte erst nach Kriegsende in Kraft treten, und diesen Termin hat keine der revolutionären Regierungen mehr erlebt. Immerhin beweist der Aufschub, daß im Konvent nicht ausschließlich Ideologen saßen sondern auch Männer, denen die Verfeindung mit sämtlichen Herrschern doch mehr bedeutet hätte als nur „eine Unannehmlichkeit“ und die fanden, daß Frankreich mit seinem Kampf gegen sechs Feinde gerade genug zu tun und es also nicht nötig hatte, sich auch noch mit der Aufhetzung anderer Völker zu befassen. Und schon kam ein neues Ereignis, dem vielleicht neues Chaos folgen konnte. Die Provinz sandte den Blitzstrahl dieses Ereignisses, aber nicht etwa in Gestalt einer aufrührerischen Bande oder bewaffneter Regimenter. Nein, dies Ereignis trug die reinen Züge eines feinen jungen Mädchens, das aus Caen nach Paris gekommen war. Was suchte dies feine junge Fräulein in Paris? War sie gekommen, um Gast bei Verwandten zu sein oder einen Bräutigam, der vielleicht im Konvent saß, wiederzusehen? Oder lockte und verlockte sie Paris, wie es so viele junge Provinzlerinnen von jeher verlockt hat? Die nächsten Tage werden schreckliche Antwort auf all diese Fragen geben . . .

*

Das feine Fräulein war am 9. Juli 1793 aus Caen eingetroffen und in dem bescheidenen „Gasthof zur Vorsehung“ abgestiegen. Es gab also in Paris immer noch Leute, die an dem Worte „Vorsehung“ keinen Anstoß nahmen, obgleich Guadet Robespierre einst hart angelassen hatte, weil dieser abergläubisch genug sei, an einen Begriff zu glauben, mit dem der Atheismus doch gründlich aufgeräumt habe.

„Gasthof zur Vorsehung“ — irgendeine Provinzialin, die früher einmal hier gewohnt hatte, mochte dem feinen jungen Fräulein die Adresse gegeben haben, ohne sich weiter Gedanken darüber zu machen; das feine Fräulein aber, das aus gutem, ehemals adeligem

Hause stammte, meinte in diesem Namen vielleicht ein Gleichnis ihres eigenen Willens zu erspähen . . .

Sie schien sehr ermüdet von der langen Reise, denn sie verließ ihr Zimmer erst am 11. Juli. Sie versuchte an diesem Tage, Zutritt zum Sitzungssaal des Konvents zu erlangen, in dem die Persönlichkeit Marats sie besonders interessiert hätte. Doch all ihre Bemühungen waren vergebens; wenn sie den „Volksfreund“ sehen wollte, blieb nichts übrig, als ihn in seiner Wohnung aufzusuchen. Am 13. Juli fuhr sie in die dunkle und enge Rue des Cordeliers, in der er wohnte. Obgleich in allem der Antipode Robespierres, glich er ihm doch in einem Punkt: auch er lebte inmitten eines ihn anbetenden Frauentrosses. Da war seine Geliebte, Simonne Evrard, und deren Schwester und seine eigene Schwester Albertine, und Hausfreundin war obendrein noch die Hausmeisterin, vielleicht sogar das Dienstmädchen, denn es ist anzunehmen, daß bei einem „Volksfreund“ die gesellschaftliche Schichtung als überwundenes Fossil eines verrotteten alten Systems angesehen wird.

Das feine Fräulein aus Caen — ihr Name war Charlotte Corday — zog die Klingel, wünschte den Bürger Marat zu sprechen. Doch ihr Herzenswunsch, den großen Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, schien ihr ein für allemal versagt, denn Simonne Evrard, die ihr die Türe geöffnet hatte, erwiderte kurz, daß der Bürger nicht zu sprechen sei. Die Türe fiel wieder zu. Vermutlich brummte Simonne ein wenig hinter dem Fräulein her, es solle sich doch nicht einbilden, daß ein Mann wie ihr Marat für jedes hergelaufene, alberne Ding zu sprechen sei.

Das Fräulein ging in den Gasthof zurück, schrieb einen Brief, sprach, als der Tag sich neigte, nochmals in der Rue des Cordeliers vor. Diesmal hatte sie Glück. Simonne Evrard ließ sie ein und führte sie zu dem „Volksfreund“, der just im Bade saß, in einer jener altmodischen Wannen, die einem gigantischen Holzschuh gleichen und nur den obersten Teil des Körpers sichtbar werden lassen. Eine sonderbare Idee, ein feines junges Fräulein, dem man auf zehn Schritte die echte Dame ansieht, zu einem Manne einzuführen, der im Bade sitzt! Aber man war ja im Hause eines „Volksfreundes“, in dem andere Sitten herrschten, als man sie früher gewohnt war. Das Fräulein mag froh sein, daß der berühmte Mann sie überhaupt

empfängt! Was hat so eine hier zu suchen, eine, die elegant gekleidet ist und sogar Handschuhe und einen Fächer trägt?! Simonne wurde etwas mißtrauisch; mißtrauisch als Frau. Sie machte sich für etliche Minuten im Badezimmer zu schaffen, sah aber nur, daß Marat in einem Briefe las, den das neben der Wanne sitzende Fräulein ihm gereicht hatte. Kaum aber hatte Simonne das Zimmer wieder verlassen, so ertönte ein gurgelnder Schrei.

Unerhörtes war geschehen. Marat lag sterbend in der Badewanne. Unaufhaltsam strömte aus einer Brustwunde sein Blut. Das feine Fräulein hatte heute morgen bei einem Messerschmied im Palais Royal ein Küchenmesser gekauft (ein Küchenmesser, keinen pathetischen Dolch!), hatte es hinter dem Fächer verborgen gehalten und dem „Volksfreund“ mit solcher Wucht ins Herz gestoßen, daß fast unmittelbar der Tod eintrat.

Die Mörderin, die sogleich verhaftet wurde, blieb ganz ruhig. Sie hatte ihre Tat wohl überlegt und mit erstaunlicher Kaltblütigkeit ausgeführt. Sie war in Caen mit geflüchteten Girondisten bekannt geworden, und die Schilderungen aus deren Munde hatten sie bestimmt, „das Vaterland von einem Ungeheuer zu befreien“.

Es versteht sich von selbst, daß Marat ein an Pathos und auch an Theatralik reiches Leichenbegängnis erhielt. Unter anderem war geplant gewesen, seinen nackten Leichnam zur Schau umherzutragen, doch nahm man Abstand davon, denn der Leib des Fünfzigjährigen war über und über mit einem Ausschlag bedeckt, über dessen Ursache man besser keine Nachforschung anstellte. Auch zersetzte sich der von vergiftetem Blut erfüllte Leichnam so schnell, daß man noch in der Todesnacht um ihn her Räucherwerk verbrennen mußte, um den Verwesungsgeruch zu übertäuben. Die Mörderin Marats endete selbstverständlich durch die Guillotine. Die Bewunderung, die ihre heroische Tat erregte, war größer, als man bei dem Fanatismus des Pöbels und der Popularität Marats hätte erwarten sollen. Sie blieb bis zum letzten Augenblick ruhig, gleichsam von innerem Glück durchleuchtet. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß, als sie zum Richtplatz gefahren wurde, eine Stimme aus der gaffenden Menge rief: „Sie ist größer als Brutus!“

Der es rief (oder gerufen haben soll!), war ungleich kleiner und ungleich unseliger als sie, die da in den Tod ging. Denn diese Stimme



Corday Darnont

gehörte dem Deputierten Adam Lux, der im Konvent Mainz vertrat, Mainz, das treulos vom Deutschen Reich abgefallen war, um sich der neuen Freiheit zu vermählen. Georg Forster und Adam Lux waren Jubels voll nach Paris gekommen, um dem Konvent den Treuschwur der Verräterin darzubringen. Das war vor kaum einem Jahr gewesen. Heute rief Adam Lux, aufs tiefste enttäuscht, das Herz voll Bitterkeit und Todessehnsucht, daß sie, die einen der „Freiheitsmänner“ getötet hatte, größer sei als Brutus . . . So groß war die Verzweiflung dieses tragischen Verräters, daß er sich in einem Brief an den Konvent selbst denunzierte, um durch ein Todesurteil einem Leben zu entfliehen, dessen Ehre einem Phantom geopfert worden war.

Die Wirkung von Marats Hintritt war nicht so verheerend, wie man zuerst geglaubt hatte. Allerdings zog der kommunistische Stadtrat in corpore, unfrisirt und unrasiert (!) in Trauerattitüde durch den Konventssaal, allerdings wurde im Konvent der Antrag gestellt, Marats Leiche sofort und nicht erst nach zwanzig Jahren in das Pantheon zu überführen, aber Unruhen größeren Umfangs brachen nicht aus.

Robespierre verhielt sich dem tragischen Ereignis gegenüber sehr kühl, was ihm von allen Maratisten sehr verübelt wurde. Er fand nämlich, daß es nicht nötig oder angebracht sei, „in Hyperbeln und sinnlosen Bildern, die lächerlich wirken, von Marat zu sprechen, statt an die Lage des Landes und die Mittel zu seiner Heilung zu denken. Solches aber ist die beste Ehrung für Marat“. Gewiß, Robespierre hatte mit diesen Worten vollkommen recht, aber es berührt doch ein wenig seltsam, daß just er, der bei ungleich kleineren Anlässen in Hyperbeln und blumigen Redensarten schwelgte, mit einem Male für katonische Stileinfachheit schwärmte. Und so viele Mühe sich Hamel auch gibt, um zu beweisen, daß Robespierre niemals, gar niemals auf Marat eifersüchtig gewesen sei, so glaube ich doch, daß der Maratist Bentabole recht hatte, als er, gelegentlich der Pantheonfrage, Robespierre zurief: „Jawohl, Marat wird der Ehre des Pantheons teilhaftig werden — allen Neidern zum Trotz!“ Robespierre tat, als verstünde er die überdeutliche Anspielung nicht, fuhr unbeirrt in seiner Rede fort, die riet: „mit dieser Ehrung zu warten, bis die Republik siegreich und innerlich gefestigt dastehen wird. Überall muß das Volk aufgeklärt und mit sanfter Hand zu seinen Pflichten zurückgeführt werden. Überall muß Gerechtigkeit herrschen (o ewiger Theoretiker!), und mit allen Mitteln muß der Zufluß von Lebensmitteln bewerkstelligt werden. Ausschließlich muß das Augenmerk auf den Ackerbau gelenkt werden und wie dessen Ertrag zu vermehren sei, und eine Revolutionsarmee muß ausgehoben, einexerziert und kriegstüchtig gemacht werden. Es ist notwendig, daß jeder von uns sich selbst zum mindesten für einige Zeit völlig vergesse und sich rückhaltlos nur dem Dienst der Republik widme . . .“

Dies sind sehr schöne Worte und Vorschläge, aber sie werden keinen objektiven Menschen davon überzeugen können, daß sie die

richtige Leichenrede für einen ermordeten ungemein populären Politiker und Volksmann sind. Und als neide er Marat sogar den Märtyrertod, beteuerte er sogleich: „Ich ahne, daß die Ehre des Dolches auch mir beschieden sein wird. Nur der Zufall hat mich an die zweite Stelle gerückt . . .“

Diese Prophezeiung seines Endes unter Mörder- oder „Tyranen“-Streichen kehrt bei Robespierre immer häufiger wieder, aber man braucht ihn deshalb nicht für einen Hellseher zu halten. Revolutionsmänner müssen immer auf einen gewaltsamen Tod gefaßt sein, „*ce sont les désagrémens du métier*“. Wer Throne stürzt, Könige köpft, ganze Gesellschaftsschichten vom Erdboden rasieren lassen will, muß wohl oder übel damit rechnen, daß aus dieser hinterbenden Gesellschaftsschicht sich ein Arm aufreckt, der Blut um Blut heischt. Diese ständig wiederholte Ankündigung des eignen Endes (Hamel nennt sie pathetisch „düstere Weissagungen“) wirkt — eben durch ihre allzu häufige Wiederkehr — weder prophetisch noch ergreifend, sondern man spürt in ihr nur krankhaft gesteigertes Mißtrauen, das überall Feinde und Gefahren wittert. Immer wieder hat er im Konvent und im Jakobinerklub von seinem nahen Ende gesprochen, und dennoch wirkt er auf uns, die Nachwelt, nie so fortreißend und erschütternd wie der Aufschrei Dantons: „Was liegt daran, ob mein Andenken geschändet ist oder nicht?! Wenn nur Frankreich leben bleibt!“ Dies ewige Herumreden um den eigenen Tod ist ganz unmännlich, um nicht zu sagen weibisch, und doch war Robespierre weder unmännlich noch feige, denn wäre er's gewesen, so hätte er niemals die fanatische Bewunderung erfahren, die ihm bei Lebzeiten zuteil geworden ist. Denn Schwächlichkeit und furchtsames Wesen sieht wohl der Ästhet dem Ästheten nach, erklärt sie vielleicht sogar für die Merkmale höherer Kultur, niemals aber wird sich das Volk einem Schwächlichen anvertrauen oder sich für ihn begeistern. Und sie begeistern sich für ihn, begeistern sich überschwenglich, und der Weihrauch wirbelt so dicht um ihn, daß er auch ein weniger angekränkelttes Hirn betäuben und verwirren könnte.

Frauen schreiben ihm verliebte Briefe, bieten ihm mit ihrer Liebe ihre Hand und ihre Mitgift an. Eine englische Millionärin, Miß Shepen, möchte ihm, dem „Unbestechlichen“, durchaus ein großes

Geschenk machen, und da er sich weigert es anzunehmen, fleht sie: „Verachten Sie doch die Engländer nicht! Behandeln Sie die stammelnde Hingebung einer Engländerin an die allgemeine Sache aller Völker nicht mit dieser demütigenden Ablehnung!“ Ein biederer Bürger aus Annecy schreibt ihm: „Ich will meine Augen und mein Herz am Anblick Deiner Züge sättigen, und meine Seele, begeistert von Deinen republikanischen Tugenden, wird in mein Haus das Feuer heimtragen, mit dem Du alle wahren Republikaner entzündest. Aus Deinen Schriften schlägt sein Glutenatem, der mich sättigt.“

Ländliche Gemeinden, die ihn für mindestens ebenso allmächtig hielten, wie es der „Tyrann“ gewesen, trugen ihm ihre kleinen Angelegenheiten vor und teilten zugleich mit, daß kürzlich nach dem Tedeum laute Rufe: „Es lebe Robespierre!“ ertönten. Und all diese Zuschriften und Petitionen sind in einem Stil abgefaßt, der alles andere denn republikanisch ist. Da heißt es: „Wollen Sie gnädigst ruhen!“ und „Der Gemeinderat wirft sich Ihnen zu Füßen“ und „Ihnen gebührt der höchste Triumph, der Ehrenkranz, und beide werden Ihnen zuteil werden, indes bürgerlicher Weihrauch vor den Altären dampft, die wir Ihnen errichten wollen und die von der Nachwelt verehrt werden, solange Menschen den Wert der Freiheit zu schätzen wissen.“ Bald geht es auch himmelan. „Die Hochachtung, die ich für Dich seit der Nationalversammlung empfand, ließ mich Dein Bild an das Firmament, neben das der Andromache, versetzen — ein Sternbild-Denkmal!“

Aber auch das neue Sternbild „Robespierre“ genügt Enthusiasten noch nicht. Zwei Sansculotten aus Saint-Calais, die sicherlich jeden denunzieren würden, den sie bei einer Litanei zur heiligen Jungfrau ertappen könnten, beten an den Unbestechlichen hin:

„Robespierre, Säule der Republik,
Schützer der Patrioten,
Unbestechliches Genie,
Erleuchteter Berg-Anhänger,
Der alles schaut, alles durchschaut, alles vereitelt,
Und den man weder täuschen noch bestechen kann . . .“

In dieser Tonart geht es weiter, daß Robespierre nicht Robespierre sondern Cato sein müßte, wenn er nicht zuletzt selbst an seine Gottähnlichkeit glaubte. Und er, sehr eitel von Natur, Huldigungen

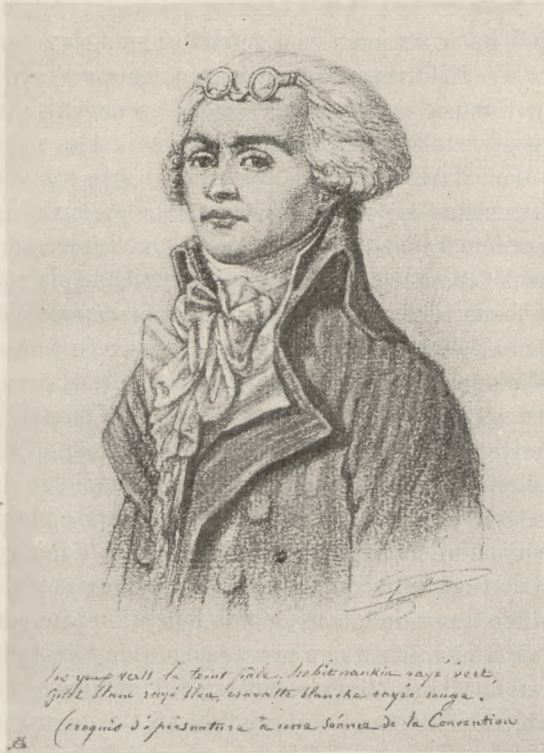
und Schmeicheleien leicht zugänglich wie alle, die sich in ihrer Jugend haben ducken müssen, er berauscht sich an diesen Verstiegenheiten, bewahrt all diese Briefe und Zettel sorgsam auf. Lenôtre wirft die Frage auf: „Zu welchem Zweck? Zweifellos, um in vertrauter Stunde, nach der Mahlzeit, seinen erstaunten Hauswirten diese unzusammenhängende Korrespondenz vorzulesen und sich an der Bewunderung zu weiden, die er ihnen einflößte.“ Vielleicht war es so. Vielleicht, ja wahrscheinlich aber war es ganz anders. Vielleicht hat er diese Briefe vor jedem profanen Auge gehütet, wie man sonst nur Liebesbriefe hütet, denn Liebesbriefe waren es ja allesamt, Liebesbriefe, die ihm *la gloire* schrieb . . . Nach keines anderen Weibes Umarmung hatte er je gedürstet als nach *La Gloire*, kein Kuß hatte ihm je so süß gedünkt als der, den die Unsterblichkeit auf Menschenstirnen drückt. All diese Briefe, von welcher Hand, aus welchem Departement sie kommen mochten, waren unsichtbar „*La Gloire*“ unterzeichnet, und welcher Verliebte liest nicht in stiller Stunde wieder und immer wieder, was die Angebetete schreibt, hebt jeden kleinsten Wisch von ihr sorgsam auf, legt ihn vielleicht sogar unters Kopfkissen, nur um zu jeder Stunde zu wissen: Sie ist mein!

Am 27. Juli brachte sie ihm die Morgengabe, die ihn zum Herrn Frankreichs machte: seine Wahl in den Wohlfahrtsausschuß, der die oberste Regierungsbehörde darstellte. Gemeinsam mit den Juristen Couthon und Saint-Just wird er nun die fürchterlichen Aderlässe vornehmen, die Frankreichs bestes Blut verspritzen, und er, der sich abwendet, wenn er das Blut eines geschlachteten Huhns sieht, wird bald gleichmütig sagen: „Was bedeuten sechstausend Menschen, wenn es sich um Grundsätze handelt?“

XI. DIE KELTER DES TODES

„Vendémiaire“ heißt in dem neuen Kalender, nach dem Frankreich nun rechnet, die Zeit vom 22. September bis 22. Oktober. Vendémiaire — Weinmonat. Dunkelpurpurn träuft in diesen Tagen das Blut der blaubereiften Trauben in die Kelter, dunkelpurpurn träuft das Blut der Menschen in die Todeskelter, deren finsterner Winzer Fouquier-Tinville ist, der öffentliche Kläger des Revolutionstribunals, dieses mörderischen Schwurgerichts, gegen dessen Urteil es keine Berufung gibt. Ein Dämon muß diese Kelter mit grausigem Spruch verwünscht haben, denn ob das Blut auch stromweis rinnt, so will sie doch nie randvoll werden, und niemals gebietet eine Stimme dem finsternen Winzer: „Halte ein!“ Der Herr über Kelter, Winzer und Menschenblut ist der Bürger mit dem zierlich aufgerollten Haar und dem blütenweißen Jabot; während seine Augen starr auf sein letztes Ziel gerichtet blicken, deutet seine magere Hand auf Hunderte, Tausende, Zehntausende, und seine schrille Stimme befiehlt: „Töte!“

Im Oktober fand der Prozeß der verhafteten Girondisten statt (den entflohenen war das Ächtungsdekret nachgesandt, das sie, wo immer sie aufgegriffen werden sollten, dem Tode überlieferte), von den unzähligen skandalösen Prozessen der Revolution vielleicht der skandalöseste. Weniger noch als sonst kam es ja dem Revolutionstribunal auf ein richtiges Ermittlungsverfahren und gerechtes Urteil an, sondern der Spruch stand fest, ehe das Verhör begonnen hatte. Und als die Verteidigung die Stimmung zugunsten der Angeklagten zu beeinflussen schien, erließ der Konvent eilig ein Gesetz, das dem Präsidenten des Tribunals gestattete, nach Ablauf von drei Prozeßtagen das Urteil zu fällen, „sofern das Gewissen der Geschworenen den Tatbestand als genügend aufgeklärt betrachtet“. Da unter diesem Hochdruck jedweder Tatbestand plötzlich taghell aufgeklärt war, lautete das Urteil, daß die Girondisten sich durch



Robespierre im Konvent
 Nach einer Zeichnung von Gérard

eine Verschwörung gegen die Einheit und Sicherheit des Staates des Todes schuldig gemacht hätten, daß das Urteil unverzüglich zu vollstrecken, durch Maueranschlag in den Departements bekanntzumachen und aller Besitz der Verurteilten dem Staate verfallen sei.

Einundzwanzig Menschen wurden so in einer einzigen Stunde dem Tode zugesprochen, dem einer von ihnen — Valazé — freiwillig in die Arme lief: er erdolchte sich im Gerichtssaal. „Vergniaud dagegen warf Gift, das er bei sich trug, fort, weil er gemeinsam mit den Genossen sterben wollte, die alle in ihren letzten Stunden bewiesen, daß sie von Rom und römischer Würde nicht immer nur geredet hatten, sondern auch nach römischem Vorbild zu sterben wußten. In der Nacht vom 30. Oktober gegen elf Uhr wurde ihnen das Urteil

verkündet. Keinem von ihnen kam es überraschend, nur für Ducos und Fonfrède hatte man ein wenig gehofft, und sie selber waren vielleicht nicht aller Hoffnung bar gewesen. Das verabredete Zeichen, das uns den Spruch verkündigen sollte, erscholl: vaterländische Gesänge, in die wir alle einstimmten und mit denen sie der Freiheit den letzten Gruß darbrachten. Diese ganze schreckliche Nacht hindurch ertönten ihre Gesänge, und wenn sie sie einmal verstummen ließen, so sprachen sie nur über das Vaterland oder auch über einen Einfall Ducos.“ (Riouffe.) Als man sie zum Richtplatz führte, wurde die Leiche des erdolchten Valazé auf einem Karren vorangefahren. Die Lebenden aber stellten die Henker in drei Reihen auf und begannen die Massenabschlachtung. Als ob es nicht Menschen sondern Tiere gewesen wären, die dastanden und des Todesstreichs harreten, räumten die Henker, als acht geköpft waren, gemächlich die enthaupteten Leiber beiseite, um dann ebenso gemächlich ihre Schlächtereier fortzusetzen. Die Todgeweihten erschütterte nichts. Mit einem Vaterlandslied auf den Lippen standen sie vor der Guillotine, ein armseliger und zugleich erhabener Chor, der immer dünner wurde, bis er schließlich mit dem letzten gefallenen Haupte verstummte . . . Doch all dies Blut löschte den Terror gegen die Girondisten und ihre Anhänger nicht. Unerbittlich wurden flüchtig Gewordene verfolgt und gerichtet, sobald man sie aufgriff. In Bordeaux, in Périgueux, in Rochelle und wiederum in Paris — überall floß Girondistenblut, sofern nicht Valazés Beispiel Nachfolge fand. Und es fand Nachfolge. Der flüchtig gewordene Roland erstach sich, als er erfuhr, daß auch seine Frau enthauptet worden war, deren Todesmut jedem, der sie sah, die höchste Ehrfurcht abzwang. Rebecqui ertränkte sich in Marseille, Condorcet nahm Gift.

All die Blutgruel, besonders aber die Hinrichtung der Girondisten, riefen in der Provinz eine Wirkung hervor, über die Paris entsetzt sein durfte. Toulon hatte sich freiwillig den Engländern ergeben, Lyon löste sich aus der „einzigen, unteilbaren Republik“, Marseille erhob sich für die Gironde, Bordeaux und andere Städte folgten dem Beispiel. Paris schrieb blutige Antwort. Die Guillotine begann zu reisen. Kommissäre, mit Blutplakaten ausgerüstet, geleiteten sie, und deren Walten bestätigte die Wahrheit des Wortes, das Buzot dem Konvent zugerufen hatte: „Wer seine Hände ein-

mal in Menschenblut getaucht hat, dürstet immer wieder danach!“ Überall Metzeleien ohne Erbarmen. Greise, Frauen, Kinder — alles wird geköpft, erschlagen, erschossen, ertränkt. Ganze Familien werden bis auf den letzten ausgerottet, nur weil ein einziger von ihnen schuldig oder auch nur „verdächtig“ war. Kranke erhalten den zynischen Bescheid: „Also auf später!“ In Toulon wurde unter Barras, Fréron und Augustin Robespierre (Bonbon!) die Bevölkerung auf diese Weise um etwa drei Viertel ihrer Einwohner reduziert! Fouché, Collot d’Herbois, Tallien wüten in Bordeaux. Über Marseille aber, dessen Rekruten als erste sangen: „*Allons enfants de la patrie!*“ wird neben schrecklichen Bluturteilen eine Strafe von groteskem Pathos verhängt: es wird seines Namens beraubt, wird künftighin als „Namenlos“ entehrt weiterleben. Aber Robespierre hat eine besondere Vorliebe für diese Stadt, und darauf wird sie nach etlichen Wochen wieder vom geographischen Schandpfahl erlöst und heißt wieder Marseille . . .

Doch die kleine, unfreiwillig-heitere Episode geht unter in Grauen. Die Kommissäre wüten weiter. Die schlimmste aller Trunkenheiten — der Bluttausch — ist über sie gekommen, und sie morden ohne Besinnung, ohne Scham, ohne Gewissen, ohne Angst vor Vergeltung.

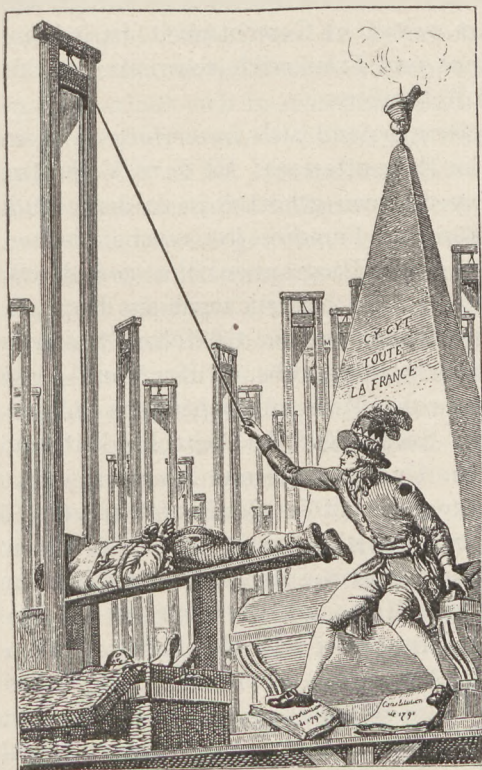
Vom Geschützfeuer eines sechsfachen Feindbundes umdonnert, liegt das Land. Seine waffentragenden Kinder werden in die Schlacht geführt, seine waffenlosen zur Schlachtbank. Im Heer wie in der Heimat fehlt es an allem; denn wer vermöchte in einem revolutionierten Lande die straffe Organisation zu handhaben, die ein Heer ernähren, equipieren, und obendrein die Zivilbevölkerung versorgen könnte? Paris leidet bitteren Mangel. Nicht nur die Nahrungsmittel sind aufs knappste rationiert, sondern auch Kleidung, Wäsche, Feuerung und Beleuchtungsmittel fehlen fast gänzlich. Darbend, sich verblutend liegt das Land wie ein Schwerkranker, und auf der Brust des Schwerkranken hockt gleich einem Nachtvogel mit unheimlich glitzernden Augen das gefräßige Mißtrauen Robespierres, das unaufhörlich die Todesmelodie krächzt: Verrat! Verrat! Verrat!

Wie Gifte des Orients das Hirn mit schwülen Bildern umgaukeln, so erfüllt das Krächzen dieses Nachtvogels das schwerkranke Land mit wüsten Fieberträumen von Mord und Blut, und wenn der Fieber-

traum für Augenblicke weicht, dann merkt es schauernd, daß der Fiebertraum Wirklichkeit geworden ist. Riouffe berichtet von seinem Aufenthalt im Gefängnis der Conciergerie: „Wurden doch zu uns junge Schwangere hergeführt und andere, die eben erst vom Wochenbett aufgestanden und noch so schwach waren, wie es die Frauen eben nach diesem schweren Werk sind, das die Natur ihnen auferlegt hat und vor dem sich selbst wilde Völker in Ehrfurcht beugen. Wieder anderen war jählings die Milch ausgeblieben, der einen vor Schrecken, der anderen, weil man ihr das Kind von der Brust gerissen hatte. Tag und Nacht stürzten solche Opfer in den unersättlichen Abgrund, nachdem man sie zuvor mit gebundenen Händen von einem Kerker zum anderen geschleift hatte. Manche von ihnen mußten ohnmächtig von den sie verhöhnenden Kerkermeistern hereingetragen werden, andere waren in Tränen aufgelöst, noch andere in einem Zustand der Betäubung, daß sie wie geistesgestört erschienen. Tag und Nacht knirschten die Riegel. Am Morgen trafen sechzig Personen ein, um am nächsten Morgen aufs Schafott zu gehen, wurden aber alsbald durch hundert neue Ankömmlinge ersetzt, deren dasselbe Schicksal harrete. So ging es Tag für Tag.

Aus ganz Frankreich brachte man die Opfer in die Conciergerie. Sie füllte sich unablässig durch diese Frachten aus allen Departements und leerte sich unablässig durch Massenmord oder durch Überführung in andere Gefängnisse. Noch spät in der Nacht trugen die Kerkermeister die Klageakten in die verschiedenen Kerkerräume. Durch ihre rauhen Stimmen aus dem Schlaf geschreckt, meinte jeder, daß nun er an der Reihe sei, und so versetzten diese alltäglich oder allnächtlich für sechzig oder achtzig Personen bestimmten Todesurteile jedesmal sechshundert Menschen in furchtbaren Schrecken. Häufig empfing auch einer ein Urteil, das für einen anderen bestimmt war. Dann strich der Gerichtsdiener einfach den falschen Namen aus und fügte den richtigen ein! Wenn die Kerkermeister gemütlich beisammensaßen und tranken, vergnügten sie sich damit, solche Urteile zu verfassen. Es gab Frauen, die hörten, wie unter Gelächter und Witzen ihr Anklageakt entworfen wurde: ‚Schicken wir die da doch ihrem Manne nach!‘ schrien die Betrunkenen, und das Opfer entging ihnen nicht, denn diese Urteile

bestanden aus einem vorgedruckten Formular, dem man nur wenige handgeschriebene Zeilen einzufügen brauchte. Diese handschriftlichen Zeilen aber riefen die absurdesten und schrecklichsten Irrtümer hervor, ohne daß jemals Strafe für solchen Irrtum erfolgt



Robespierre richtet den Henker hin
Satirisches Flugblatt der Zeit

wäre. So wurde die ehemalige Herzogin von Biron auf Grund eines Anklageaktes verurteilt, der ihrem Verwalter galt!“

„Adam, wo bist du?“ hatte einst Gott gerufen, als, bösen Gewissens voll, sein Geschöpf sich vor ihm versteckte. Robespierre, wo bist du? möchte man verzweifelt rufen, wo bist du, der Mann der unbeirrbar der Gerechtigkeit, der einst für die Abschaffung der Todesstrafe eintrat, der voll Stolz verkündet hatte: „Ich rufe alle guten

Bürger, alle Freunde der Vernunft zu Zeugen an, daß nie eine Revolution so wenig Blut gekostet, so wenig Grausamkeiten im Gefolge gehabt hat wie die unsere.“ Da du diese Worte sprachst, schrieb man Februar 1790, und ein Vierteljahr später wolltest du, „daß keine Anklage ohne Beweise erhoben werden darf“. Und heute, kaum drei Jahre weiter, ist Gerechtigkeit, ist jede menschliche Regung ausgebrannt und Frankreich schwimmt in Blut . . . Wo bist du, Maximilien Robespierre?

Ach, Robespierre befand sich immerfort auf seinem Lieblingsaufenthalt — im Zukunftsstaat. All diese Verhaftungen, Hinrichtungen, Strafexpeditionen gehörten ja zu den „Säuberungen“, die den Weg ins künftige Paradies frei machen sollten! Die Bestrebungen etlicher seiner Biographen, ihn von der Schreckensherrschaft loszulösen (Hamel betitelt sogar ein Kapitel: „Robespierre entreißt siebzig Girondisten der Guillotine“), sind vielleicht sehr ehrenwert, aber nicht minder absurd. Der Mann, dessen überreiztem Hirn der Gedanke der Massenhinrichtungen entsprang, kann nun und nimmer als Sachwalter der Gerechtigkeit und Milde angesprochen werden. Und doch trennt ihn auch jetzt noch eine beträchtliche Distanz von all den Volksbeauftragten, die im Namen des Konvents schauerliche Justiz übten, von den Fréron, den Fouché, den Tallien, und wie sie sonst noch heißen mögen. Sie alle taumelten in einem Blut- und Freudenrausch dahin, bereicherten sich auf Kosten ihrer Opfer oder des Landes, waren grausam aus böser Lust und wären einem „Tyrannten“, der sie so nobel freigehalten hätte wie die Republik, genau so ergeben gewesen wie der „Freiheit“. Fouché, der spätere Polizeiminister Napoleons, Tallien, der kleine Beamte der Restauration, haben dies, gemeinsam mit vielen anderen, ja deutlich bewiesen. Robespierre hätte keinem Tyrannten gedient. Immerfort durfte er voll Hochmut von sich sagen: „Mein Herz ist nicht käuflich wie die euren!“ Nein, er besaß kein feiles Herz, keinen Willen zur Konjunktur, aber er hatte das verzwickte Denken eines Juristen, und sein Herz schlug menschlich nur in seiner kleinen Umwelt. Sobald er für die Menschheit zu denken und handeln begann, wurde dies absonderliche Herz unmenschlich, a-menschlich könnte man sagen, schlug nur für Ideen, für Massen, deren Gesichter und Gestalten er gar nicht unterschied,

oder empörte sich gegen andere Massen, die ihm ebenso nebelhaft verschwommen blieben. Auch war er als ein Eitler geboren, und Eitelkeit ist ja nichts anderes als Ehrgeiz in den Kinderschuhen. Bei vielen, ja den meisten Menschen wächst sie nicht mit ihnen, bleibt immer unausgewachsen und wirkt dann eben wie ein hinter seinen Jahren zurückgebliebener Mensch: lächerlich und läppisch. Bei anderen aber, denen besondere Sterne leuchten, wächst sie heran, gebiert den Ehrgeiz, verliert sich in diesem Sohne oder fristet sich auch neben ihm weiter, seine ernste Stirne mit ihren Lächerlichkeiten behängend. So war es bei Robespierre. Wäre er in ruhigen Zeiten, unter normalen äußeren Verhältnissen zur Welt gekommen, so wäre er vermutlich nicht eitler gewesen und geworden als hundert andere Menschen, und man hätte wahrscheinlich gestaunt, daß ein so kluger Mann und Advokat wie der Herr Robespierre so komische Kleinlichkeiten an sich haben könne. Doch seine Eitelkeit bekam Spielraum, mit ihm zu wachsen, sich in Ehrgeiz umzusetzen, in einen Ehrgeiz, der höher hinaus wollte als Diktatur und sogar Thron reichen. Nicht die Art, wohl aber die Stärke jener Macht erträumte und erstrebte er, die später Augustins Waffengefährte, Bonaparte, erringen sollte. Wie jener die fremden Völker versklavte, so wollte Robespierre sie befreien. War jener ein Kriegsgott, so wollte der Rechtsanwalt aus Arras ein Friedenskürer sein. „Krieg den Tyrannen, Friede den Hütten!“ Ach, aber auch die Hütten waren dem Robespierreschen Mißtrauen bald „verdächtig“.

„Zwanzig Frauen aus dem Poitou, zumeist arme Bäuerinnen, wurden gleichfalls auf einmal hingerichtet. Noch sehe ich diese unglücklichen Opfer vor mir, wie sie, überwältigt von den Mühsalen eines weiten Weges, langausgestreckt auf dem Boden der Conciergerie lagen. Ihre Augen, deren gleichmütiger Ausdruck verriet, daß sie nicht die leiseste Ahnung von dem Schicksal hatten, das ihrer harrete, erinnerte an den Ausdruck von Tieren, die man zum Markte führt und die starr und leer um sich blicken. Wenige Tage nach ihrer Ankunft wurden sie hingerichtet.“ (Riouffe.) Und wieder erhebt sich die Frage: Wie war es möglich, daß der Mann, der kein Blut sehen konnte, so gleichmütig in Blut watete? Wiederum lautet die Antwort, so unwahrscheinlich sie auch klingen mag: Er wußte nichts von der Wirklichkeit seiner Schreckensbefehle!

Riouffe erzählt, zwar nicht von ihm, wohl aber von Lacroix (der zugleich mit Danton eingeliefert wurde), daß er überrascht und tief erschüttert gewesen sei über alles, was er in der Conciergerie sah und hörte, besonders über die große Anzahl gefangener Frauen. Und als ihn einer fragte: „Sind Sie denn niemals einem Todeskarren begegnet, der Ihnen verraten mußte, daß Paris eine Menschenschlächterei geworden ist?“ antwortete Lacroix: „Niemals habe ich einen Todeskarren gesehen!“ Riouffe meint, das sei von ihm Komödie gewesen. Er mag, was Lacroix betrifft, recht gehabt haben. Viel richtiger aber scheint mir, was er seiner Vermutung zufügt: „Aber selbst wenn sein Nichtwissen keine Komödie war, so bleibt es darum nicht weniger verdammenswert. War doch auch er einer der großen Zerstörer, die Landplagen über die Menschheit hinsenden und zu hochmütig sind, sich um deren Wirkungen zu bekümmern.“

Zu hochmütig — das ist das Wort für Robespierre. Mit jenem starren Hochmut ausgerüstet, den die absolute Reinheit des Herzens und der Sitten so leicht züchtet, stand er inmitten eines Sumpfes von Korruption. Seine Unbestechlichkeit erlaubte sich den Luxus unbewußter Grausamkeit, gestattete ihm, leeren Blicks über alles wegzusehen, was ihm für sein Auge unwürdig erschien. Und weil eben sein krankhaftes Mißtrauen immer weitere Kreise der „Unwürdigkeit“ zog, opferte er Hekatomben, strich ihre Namen aus den Listen der Lebenden aus, als wären sie allesamt nur Ziffern, und nicht jeder einzelne ein Mensch, den andere Menschen liebten und um den sie weinten. Er hatte einst von sich gesagt, daß es ihm nicht möglich sei, den Privatmenschen vom Richter zu trennen, aber er trennte vollkommen den Politiker vom Privatmann. Er, den die kleinen Savoyardenkinder in den Champs Elysées „den guten Herrn“ nannten (auch Heine erzählt in seinen „Pariser Briefen“ von einem aus der Revolutionszeit übriggebliebenen Logenschließer des Palais Bourbon, der Robespierre noch gekannt hatte und von ihm stets als „Der gute Herr Robespierre“ sprach!), war, sobald Politik in Frage stand, gleichviel, ob innere oder äußere, ein Tyrann, wie er ärger kaum je ein Volk beherrscht hatte. Er war es, mußte es sein, weil er dann eben kein Mensch mehr war, sondern nur der Spuk eines Menschen, dem die „Idee“, „der Grundsatz“ alles Leben aufgefressen hatten. So erscheint er nicht nur grausam und hochmütig sondern

auch hinterhältig, weil er immer wieder den Freund von heute morgen auf die Guillotine schicken wird. Immer wieder wird er es tun, weil sein Mißtrauen von Tag zu Tag unheimlicher wird und — weil er selber festgewurzelt auf seiner „Idee“ wie auf einem unanfechtbaren Dogma stehenbleibt. Es gibt keinen Menschen, nein, keinen Politiker, der weniger wandlungsfähig wäre als er. Fast alle anderen um ihn her, die einst mit ihm die Freiheit wollten und ihr Reich aufrichteten, haben Mäßigung gelernt, begreifen, da der erste Rausch vorbei ist, daß es auf Erden nichts Vollkommenes gibt und daß man die Menschen nehmen muß, wie sie sind. Er nicht. Wäre ihm ein langes Leben beschieden gewesen, er wäre über Kaiserreich und Restauration und über Julikönigtum hinweg der Revolutionär vom Jahre 1792 geblieben. Ein Don Quichotte der Revolution — das wäre sein Los gewesen, wäre er nicht ihr blutbesprengter Schleppträger und zuletzt ihr Opfer geworden . . .

Unablässig erschallte seit Mitte des Jahres 1793 sein Ruf nach „Säuberung“. Gegen Ende des Jahres stellte er gemeinsam mit Philippeaux im Konvent den Antrag, daß jedermann Rechenschaft ablegen solle über seinen Besitz vor und nach der Revolution. Der Antrag hört sich spartanisch an, und man könnte meinen, daß allen Wucherern und Schiebern der Schreck in die Glieder fuhr, aber dieser Antrag zielte nicht nach dem unrechtmäßig erworbenen Gut, sondern nach der Gesinnung des Erwerbers. Er nimmt sich aus wie strengste Rechtlichkeit und war doch kaum anderes als politische Schnüffelei. Im Konvent erhob sich alsbald heftiger Widerstand. Die Gemäßigteren aus dem Jakobinerklub hatten sofort begriffen, daß es sich hier nur um ein Manöver handelte, das abermals eine Anzahl Volksbeauftragter denunzieren und vernichten sollte. Der Konvent ging nach einer stürmischen Auseinandersetzung zur Tagesordnung über, und alles, was schob und wucherte, mag erleichtert aufgeatmet haben. Aber hatte der Konvent die „Säuberung“ abgelehnt, so vollzog sie dafür der Jakobinerklub, indem Robespierre aus ihm alle verdächtigen *ci-devant*-Adeligen (welcher *ci-devant* wäre ihm nicht „verdächtig“ gewesen?!), alle Bankiers und alle Fremden ausschloß, unter den letzten auch den Baron Cloots, den „Sprecher des Menschengeschlechts“, der als Volksbeauftragter des Departements Seine-et-Oise im Konvent saß. Doch der Gegen-

satz zwischen ihm, seinen Gesinnungsgenossen und Robespierre klaffte zu stark, als daß er auf die Dauer durch die Klubgemeinschaft hätte überwunden werden können. Dieser Gegensatz und die Ausstoßung Cloots sowie die ein wenig später erfolgende Héberts hängt mit dem tiefsten Zug in Robespierres Wesen zusammen, und wenn er in ihnen Schädlinge der Freiheit sah, so tat er ihnen zu gleicher Zeit unrecht und recht. Unrecht, denn sie dachten gewiß nicht daran, die Monarchie wiederaufzurichten oder mit den feindlichen Mächten insgeheim zu verhandeln, recht, denn sie vergewaltigten eine höhere Freiheit als die politische — die Gewissensfreiheit.

XII. DU BIST DAS ERWÄHLTE GEFÄSS!

Im Oktober 1793 hatte der Prozeß gegen die unglückliche Königin begonnen, dessen Ende zu bekannt ist, als daß man länger bei ihm zu verweilen brauchte. Schändlicher vielleicht noch als das Todesurteil war die Frage des zynischen Hébert, ob die Königin nicht mit ihrem eigenen kleinen Sohn Unzucht getrieben habe. Mit der Antwort auf diese skandalöse Frage erreichte Marie Antoinette den dritten großen Augenblick ihres Martyr-Königintums. Ihre Antwort war:

„Ich frage alle hier anwesenden Mütter, ob so etwas überhaupt möglich ist!“

Da ging durch die Menge, die den Gerichtssaal füllte, eine flutende Bewegung. Alle waren entrüstet, alle waren gerührt. Selbst die scheußlichen Trikoteusen, die gleichmütig ihre Stricknadeln klappern ließen, während im Saal Todesurteile gefällt wurden, selbst diese „*lécheuses de Guillotine*“ hatten Tränen in den Augen.

Doch alle Bewegung der Galerien und all ihre persönliche Würde konnten die Königin nicht retten. Noch ehe der Prozeß begonnen hatte, war ihr Haupt dem Henker zugesprochen worden, und es fiel am 16. Oktober 1793, wie ein halbes Jahr später (10. Mai 1794) das ihrer Schwägerin, der sanften, frommen Madame Elisabeth, fallen wird. Nun saßen im Temple nur noch die Königskinder: der kleine Dauphin, der dahinsiechte, und die halbwüchsige Prinzessin Marie Therese. Diese beiden jugendlichen Gefangenen waren gewiß keine Bedrohung für das Land, und selbst Robespierres wachsames Mißtrauen hatte sich niemals um die beiden und ihr Los gekümmert. Nach der Hinrichtung von Madame Elisabeth aber trat er eines Tages unvermutet bei Marie Therese ein. Schweigend kam er, starrte das Mädchen eine Weile wortlos an, blätterte dann ein wenig in Büchern, die umherlagen, und verschwand ebenso stumm wie er gekommen war. So erzählt Marie Therese, spätere Herzogin von

Angoulême, in ihrem „Journal“, fügt hinzu, daß niemand ihr seinen Namen genannt, daß sie aber aus der großen Unterwürfigkeit, mit der ihre Wächter ihm begegnet seien, geschlossen habe, daß dieser fremde, stumme Mann Robespierre gewesen sein müßte.

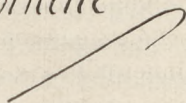
Ob er es wirklich war, und was er mit diesem plötzlichen Besuch bezweckte, ist in Dunkel gehüllt geblieben. Und eben weil Dunkel darüber schwebte, benutzten dies späterhin Robespierres Feinde als wichtiges Belastungsmaterial . . .

Doch noch ist es nicht so weit. Noch kämpft Robespierre Schulter an Schulter mit Danton gegen „Verdächtige“ und „Verräter“, und im Klub zittert wohl jeder insgeheim, daß heute oder morgen oder übermorgen auch er aus der Mitgliederliste gestrichen werden könnte. Streichung aus dem Jakobinerklub bedeutete ja ungefähr soviel wie Streichung aus der Liste der Lebenden. Wahrhaftig, der Verrat gleicht einer Hydra: für jeden Verräterkopf, der fällt, wachsen hundert neue nach, und wer weiß, ob nicht selbst Marat, wenn er noch lebte, nicht eines Tages als „Verräter“ vor die Schranken gefordert würde! Aber Marat ist tot, und Danton hat sich die Wiederkehr dieses Toten sehr energisch verboten. Als etwa ein halbes Jahr nach der Tat der Corday Varlet im Konvent eine Lobrede auf Marat halten wollte, rief Danton unwillig: „Schluß mit den ewigen Leichenreden auf Marat! Dieser neue Heilige war, ehe er Abgeordneter wurde, ein großer Missetäter! Sehr oft hat er die Bestecke der Speisewirte, von denen er Essen holen ließ, versetzt, und die Geschädigten mußten ihr Eigentum auf eigene Kosten aus dem Pfandhaus auslösen!“

Im Konvent und auch in der Stadt wunderte man sich ein wenig über diese nicht eben schmeichelhafte Nachrede des Kollegen, aber Robespierre war mit Dantons Wort gewiß sehr zufrieden. Wozu die endlose Verhimmlung dieses Mannes, der die Pöbeldiktatur gewollt und Robespierre den weiten Blick des Staatsmannes abgesprochen hatte?! Noch besser entsprach ihm ein anderes Wort Dantons, das sich gegen den zügellosen Atheismus der Hébertiten richtete: „Da wir den Priester des Irrtums und des Fanatismus nicht ehren, wollen wir auch den des Unglaubens nicht ehren.“ Ja, dies war aus dem Herzen des Unbestechlichen geredet, der unerschütterlich an dem Bekenntnis festhielt: „Ein Geistlicher ist so gut Staatsbürger wie



marie antoinette



jeder andere.“ Selbstverständlich meinte er nur den Geistlichen, der den Eid auf die Verfassung geleistet hatte, aber wenn dieser Eid geleistet war, kümmerte er sich nicht weiter um das Kleid und das Bekenntnis dieses Mannes. Die atheistischen Ausschweifungen Cloots, Héberts und dessen Genossen waren ihm ein Greuel, und voll Ekel wandte er sich vom Kult der „Göttinnen der Vernunft“ ab, der nackte Weiber auf die entweihten Altäre stellte und die Kirchen mit dem Treiben eines Jahrmarktes erfüllte. Als Mensch wie als Politiker war ihm dies ganze herausfordernde Treiben zuwider; denn er begriff sehr wohl, daß nichts der Republik mehr schaden konnte als dieser demonstrative Unglaube, daß nichts der Reaktion eine festere Handhabe bot. Scharf geriet er im Klub mit Cloots aneinander, dem er vorwarf, daß Frankreich sich die Feindschaft der frommen Belgier durch diesen aufdringlichen Atheismus zugezogen hätte, wie denn das Ausland überhaupt mit Verwunderung und Unwillen auf die Vergewaltigung der Überzeugung blickte, die im Lande der Freiheit Gesetz zu werden schien. Nein, diese Freiheit mochte Cloots, Hébert und anderen Narren oder Dieben gefallen — den Einsichtigen gefiel sie durchaus nicht, und von den Zuständen und der Stimmung, die durch das brutale Vorgehen gegen den alten Kult hervorgerufen wurden, gibt ein Brief Zeugnis, den ein Bürger aus Lyon an Robespierre richtete: „Das Unheil ist groß, die Wunde tief . . . Ich durchstreife die angrenzenden Gegenden und erkenne sie nicht wieder. Schmerz, Schrecken, starre Verwunderung stehen auf allen Gesichtern. Der Sterbende verlangt nach seinem Priester, um aus dessen Munde Worte des Trostes und des Friedens zu vernehmen, doch der Priester, der diese Menschenpflicht erfüllt, ist von der Guillotine bedroht . . . So sieht unsere Freiheit aus . . . Alle oder beinahe alle friedlichen Bürger priesen die Revolution, jetzt aber verwünschen sie alle und sehnen die frühere Regierung zurück. Die Landleute sind bereit, alles dem Wohl des Vaterlandes zu opfern, aber sie begehren die Durchführung der Verfassung, die völlige Glaubensfreiheit, die Rückkehr ihrer verurteilten Priester, die sie gerne auf eigene Kosten unterhalten wollen. Versagt man ihnen all dies, so wollen sie lieber sterben.“

Solche Worte verhallten nicht ungehört. Der Wohlfahrtsausschuß wandte sich in strengen Schreiben an provinziale Regierun-

vertreter, die unduldsam gegen die Diener des alten Kults auftraten. „Durch sein Dekret vom 18. Frimaire, Bürgerkollege, hat der Konvent jeglicher Behörde überstrenge Maßregeln gegen die Diener des alten Kultus untersagt.“ Es heißt da: „Jegliche Maßregel, die geeignet ist, die Freiheit der Glaubensbekenntnisse zu gefährden oder sie zu vergewaltigen, ist verboten. In den Berichten, die Du sandtest, hat der Wohlfahrtsausschuß diesen Geist vermißt. Du hättest begreifen müssen, daß weniger noch als irgendeine andere Meinung religiöse Überzeugung durch Gewalt zu erzwingen oder zu erobern ist. Die Erfahrung hätte Dich lehren müssen, daß in Glaubenssachen jegliche Verfolgung dem Fanatismus schreckliche Kräfte verleiht . . . Tyrannen und Pfaffen machen gemeinsame Sache — durch Martyrium hoffen sie die Gegenrevolution herbeizurufen, durch Schließung der Kirchen den Aufruhr in der Vendée zu schüren. So laßt uns die Gesetze treulich erfüllen: strafen wir den Verräter, der sie mißachtet, gestatten wir den schwachen, aber friedliebenden Seelen, das höchste Wesen nach ihrer Art zu verehren, bis zu dem Tag, an dem Aufklärung sie zur Wahrheit geführt haben wird. Wenn wir klug und langsam vorgehen, ist die Priesterschaft für immer dahin. Möge das Gesetz, möge die siegreiche Republik all ihre inneren Feinde durch die triumphierende Macht der Vernunft zerschmettern! Der Tag der Philosophie ist angebrochen...“

Dies Schreiben, im schwülstigen Stil der Revolution abgefaßt, läßt deutlich erkennen, daß sich die einsichtigen Köpfe Frankreichs der Gefahr wohl bewußt waren, die ein offiziell proklamierter Atheismus über das Land heraufbeschwören mußte. Schneller als andere hatte der große Weltpolitiker — England — diese schwache Seite der Republik ausgespäht, und mit echt englischer Entrüstung („Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene!“) schrieb Burke: „Die Lage in Frankreich ist ungemein einfach: es gibt daselbst nur zweierlei Gattungen von Menschen: Henker und Opfer. Die ersteren haben die ganze Staatsgewalt in Händen: das Heer, die öffentlichen Einkünfte . . . Sie haben Gott durch Priester und Volk verleugnen lassen, sie haben es unternommen, aus den Herzen und den Köpfen alle Moralbegriffe (wie schön ist das Wort „Moralbegriff“ im Munde eines Angelsachsen!) und natürlichen Gefühle auszutilgen. Ihr Ziel

ist, Wilde heranzuziehen, die niemals ein System der Ordnung und der Rechtschaffenheit ertragen könnten . . .“

Man mag von Burkes Worten die nationale Selbstgefälligkeit abziehen, die jeden Engländer befällt, sobald er europäische Zustände kritisch betrachtet, man mag in ihnen auch unterirdische Agitation gegen das revolutionierte Frankreich erkennen, aber zweifellos spiegelten sich in den Augen des Auslandes die französischen Zustände genau so, wie Burke sie darstellt. Doch was fragt Robespierre nach dem Ausland, das die Freiheit bekämpft! Die „Säuberungen“ gehen weiter. Im Januar 1794 wird Fabre d'Églantine verhaftet, der die hübschen Namen für den neuen Kalender erfand, und Danton, der anfänglich versuchte, ihn zu verteidigen, mag ahnend erblassen, da Billaud-Varenne ruft: „Wehe über ihn, der neben Fabre d'Églantine sitzt und sich heute noch von ihm täuschen läßt!“ Schon stellt Billaud-Varenne den Antrag, auch Danton verhaften zu lassen, doch Robespierre widersetzt sich, widersetzt sich heute noch: „Man will, wie es scheint, die fähigsten Köpfe der Republik opfern!“ Ein Augenblick der Besinnung, aber nur ein Augenblick! Schon gibt Robespierre wieder und immer wieder jeden preis, den er gestern noch Freund genannt. Ein einziges Mal nur will dies unerbittliche Hirn zögern. Das geschieht an dem Tage, da die Enragés gegen Camille Desmoulins wüten, der in seinem Blatte „*Vieux Cordelier*“ sich nicht nur mit seiner kecken Feder an bekannte den Jakobinern teure Persönlichkeiten wagt, sondern sich auch durch eine gewisse Wandlung zur Mäßigung verdächtig gemacht hat. Ihn opfert Robespierre nicht bereitwillig. Er versucht ihn zu entschuldigen, nennt ihn „ein verwöhntes Kind, das durch schlechte Gesellschaft (er meinte Fabre d'Églantine) verdorben worden ist“. Es gelingt ihm auch wirklich, das Scherbengericht des Klubs vorläufig abzuwenden, den schon aus der Klubliste gestrichenen Namen Camilles wieder einfügen zu lassen, und mit kühnem Schwung versucht er, die Aufmerksamkeit des Klubs von dem verirrtten Sohn abzuwenden und auf „die Verbrechen der englischen Regierung“ hinzulenken. Die Verbrechen und Kriegsgreuel einer feindlichen Macht haben allzeit ein beliebtes Thema für die gegnerische Macht geboten, und an anderen Tagen wäre der Klub gewiß bereit gewesen, jede Scheusüligkeit von den Engländern zu glauben. Doch an dem



C. Desmoulins.

Tag, da Robespierre für Camille sprach, merkten sie, daß die englischen Verbrechen nur ein Paravent für den „Verrat“ Camilles sein sollten, und über ein kurzes wurde der Name Desmoulins abermals aus der Liste gestrichen. Das Schicksal Camilles war besiegelt.

Nun würgen sich im Jakobinerklub Freunde und Feinde gegenseitig ab, und jeder, der fällt, prophezeit jenen, die ihn zu Falle gebracht, das gleiche schreckliche Ende. Und — grausame Ironie! — hier gibt es keine falschen Propheten; denn einer nach dem anderen kommt an die Reihe, gleichviel, ob er bei den Jakobinern oder bei den Cordeliers eingeschrieben ist. Da die Hébertisten samt Cloots unter Anklage stehen, sagt Ronsin: „Die Partei, die uns in den Tod schickt (Danton), wird den gleichen Weg gehen!“, und wirklich trifft

kaum drei Wochen nach Héberts Hinrichtung (24. März 1794) Danton das gleiche Los. Lange schon war ein stummes, erbittertes Ringen zwischen ihm und Robespierre. Jeder von ihnen wußte, daß der andere auf sein Verderben sann, und da Robespierre Danton tödlich traf, war er nur flinker, nicht verbrecherischer als sein Gegner. Der Sturz Dantons war die große Kraftprobe Robespierres, denn Dantons Sprachgewalt, seine Gabe, ganz persönliche, ans Herz greifende Worte und Bilder zu finden, (Robespierres Tiraden wirken daneben hohl und ledern!) hatten ihn ungemein populär gemacht, und es wäre zu erwarten gewesen, daß seine Verhaftung die Massen aufgerüttelt und erbittert hätte.

Doch die Bevölkerung von Paris war schon daran gewöhnt, daß jedem „Hosianna!“ schnell das „Crucifige!“ folgte, und da Legendre im Konvent den Antrag stellte: „Danton muß hier vor den Schranken verhört werden, ehe der Bericht über ihn erstattet wird“, brachte Robespierre in einer längeren Rede den Antrag zu Fall: „Heute muß es sich unwiderruflich und für immer entscheiden, ob dieser Götze siegen oder in seinem Sturze das Volk und den Konvent zerschmettern soll.“

„Der Götze“, der einst selbst das Revolutionstribunal eingerichtet hatte, war sich über das Wesen dieses Gerichtshofes nicht im unklaren. Er wußte, daß jegliche Verteidigung nutzlos sein würde, aber sein Temperament ließ sich nicht gebieten, und wie ein Vulkan Glut und Flammen speit, so raste seine Rede gleich einem tosenden Meer über alle, über Richter, Geschworene und Galerien hin, und wenn ihm vor Erregung die Donnerstimme einen Augenblick versagte, konnte niemand mehr Atem schöpfen vor Spannung und Bewegung. Ein brandendes Meer von Beteuerungen, Hinweisen auf seine nur dem Vaterland geweihte Vergangenheit und — von Anklagen gegen das Gericht erfüllt den Saal, droht alle Besinnung zu ersticken, Richter und Geschworene wankend zu machen . . . Doch „der Götze“ muß nach Robespierres Willen fallen, und darum erscheint flugs ein neues Gesetz („Lex Danton“ würde man es heutzutage nennen!), das besagt: „Wer die Nationaljustiz beleidigt, verfällt der Ächtung“, d. h.: dem Tode.

Am 5. April 1794 fuhr „der Götze“ mit dreizehn Schicksalsgenossen, unter ihnen Desmoulins, zum Richtplatz. Während Camille

wie ein Kind weinte, behielt Danton seine Fassung und seinen zynischen Humor, der ihm noch auf dem Todeskarren ein kaustisches Witzwort eingab. Die Weissagung Ronsins aber übertrug er auf Robespierre und dessen Anhänger. Als das im Hof des Revolutionstribunals zusammengelaufene Volk ausrief: „Das ist Danton!“ rief er zurück: „Ja, es ist Danton, den ihr noch zurücksehnen werdet! Die Tempelherren gaben Philipp dem Schönen eine Frist von zwölf Monaten, und er starb nach sechsen. Ich gebe meinen Feinden eine Frist von drei Monaten. Mein blutiger Schatten wird sie verfolgen. Vergebens werden sie sich nach der Guillotine sehnen, wenn das Volk ihre zerfetzten Leiber durch die Gassen schleift.“

Auch dies schreckliche Wort sollte sich erfüllen, wie sich Ronsins Wort erfüllt hatte, und wenn Robespierre ein klein wenig abergläubisch gewesen wäre, so hätte er wohl geschaudert, als man ihm diese Worte hinterbrachte. Er aber war nicht abergläubisch und schauderte nicht, ging, eingehüllt in seine Tugend wie in einen Zaubermantel, auf die Fata Morgana zu, die ihn seit seinen frühen Tagen umgaukelte: Jean Jacques' Reich. Nur erst alle Verräter beseitigen, alle, die der Freiheit zu Leibe gehen möchten, die nicht davon überzeugt sind, daß er, Maximilien Robespierre, im Recht ist und das Rechte tut! Immer straffer müssen die Gesetze werden, um diese Elenden zu vertilgen, die allein Schuld tragen, daß die Erde noch kein Paradies geworden ist. Um es schnellstens herzuzaubern, werden fürchterliche Gesetze erlassen, die allem menschlichen Anstand ins Gesicht schlagen. Sie erkennen des Todes schuldig nicht nur den Verräter, nicht nur den Nutznießer der Hungersnot, nicht nur den Defaitisten, der den Mut der feindlichen Heere stärkt, nicht nur den Verbreiter beunruhigender Gerüchte, sondern auch „alle, die versuchen, die öffentliche Meinung irrezuführen und die Reinheit der republikanischen Grundsätze zu trüben“.

Moderne Kautschukparagrafen sind Eisenbarren im Vergleich mit diesen letzten drei Punkten, von denen ein einziger genügte, um einen Menschen dem Henker zu überliefern. So lag denn Paris wie ein Mensch, dem eine würgende Hand an der Kehle sitzt. Gleich einem Pestkeim hatte Robespierres Mißtrauen alles vergiftet, gleich einem Schwalm giftiger Gase lagerten Mißtrauen und Furcht über der einst so heiteren Stadt. Die Menschen wagten kaum mehr

zu sprechen, kaum mehr zu atmen. Jeder mißtraute jedem. Der Vater fürchtete den Sohn, die Gattin den Gatten, der Liebhaber die Liebste . . . Wer fürchten mußte „verdächtig“ zu sein, konnte ja nichts Besseres tun, als einen anderen denunzieren! Wo waren die Zeiten des Verbrüderungsfestes hin, da ein besorgter Mentor dem Fremden Wohnung und Preis anmutiger Fräuleins, listenmäßig geordnet, verriet? Ach, heute traut sich solch armes Vögelchen kaum mehr auf die Straße, denn irgendeine Feindin könnte sie ja anzeigen, daß sie „die Sitten verdirbt“. Wenn diese Mädchen sich nachts hinauswagen, kleiden sie sich armselig wie kleine Bürgerfrauen, nehmen einen Henkelkorb und wenn möglich ein Kind auf den Arm, damit man ihnen ihr Gewerbe nicht anmerkt.

Die Stadt fiebert nicht mehr, steht nicht mehr auf. Sie ist der ewigen Greuel satt, der Anblick der triefenden Todeskelter läßt sie gleichgültig oder bereitet ihr Ekel. Auf dem Revolutionsplatz, wo die Guillotine aufgeschlagen ist, steht das Blut knöcheltief, so daß es mit Eimern nicht mehr ausgeschöpft werden kann und man sich anschickt, es durch eine Wasserleitung wegspülen zu lassen. Die Bevölkerung sieht mit Unwillen, daß täglich Scharen von Hunden sich einfänden, um das Blut aufzulecken.

Das große Grausen geht um. Hinter jedem steht täglich, stündlich der Tod. Viele Mitglieder des Konvents wagen nicht mehr, in ihrer eigenen Wohnung zu schlafen, nächtigen wochen-, monatelang jede Nacht bei einem anderen Freund, den sie beim Morgenrauen verlassen, um seine Gastfreundschaft nicht durch einen Haftbefehl lohnen zu lassen. Der Lebensmut dieser einst so lebensfrohen Stadt ist dahin. Es gibt Frauen, die auf der Straße laut rufen: „Es lebe der König!“, nur damit irgendein Spitzel sich ihrer erbarme und sie dem Tod in die Arme führe, den zu entbieten die eigene Hand zu schwach ist.

Er aber, der dem finsternen Winzer unablässig gebot: „Töte!“, er saß derweil in seinem Stübchen der Rue St. Honoré und träumte vom Zukunftsstaat, dessen treuer und glückseliger Sohn er sein wollte. Verblendeter Mann, der nicht begriff, daß er kein Kind der Zukunft sondern ein Mensch der Vergangenheit war, ein hinter seiner Zeit Zurückgebliebener, ein alter 92er, indes die Weltenuhr schon 94 zeigte. Und eben weil er ein Stehengebliebener war, ver-

stand er sie nicht mehr, die mit ihm gestritten und gehofft und gemeint hatten, man brauche nur eine alte Form zu zerschlagen, dann stünde eine neue gleich fix und fertig da. In Glut und Rausch waren sie einst einhergebraust, eine Stoßtruppe der Freiheit. Mit stürmender Hand hatten sie die Bollwerke eines veralteten Despotismus genommen, waren trunken gewesen von Sieg und Glück und Mor-



Der Triumvir Robespierre
Satirisches Bild der Zeit

genrot. Allmählich aber war der Rausch aus den Köpfen gewichen, und ernüchtert betrachteten sie, was aus ihren stürmenden Siegen geworden war. Da merkten sie, daß doch nicht alles schlecht, bloß weil es alt, und nicht alles gut, bloß weil es neu war, und wenn sie auch entschlossen waren, nie mehr unter die Knute des Despotismus zurückzukriechen, so erwachte doch in den meisten und gerade in den besten von ihnen eine Sehnsucht nach Ordnung, nach Ruhe, nach einem Leben der Arbeit und Stetigkeit nach so vielen Jahren

des bewaffneten Müßiggangs und des Umsturzes. Sogar Couthon, Robespierres Kollege im Wohlfahrtsausschuß, meinte, daß man den „Schrecken“ beenden und ein neues Regime strenger Gerechtigkeit beginnen müsse.

Berauscht waren sie alle gewesen, bis auf einen — Robespierre. Denn was den anderen nur Rausch gewesen, war ihm Weltanschauung, Glaubensbekenntnis. Jean Jacques' Jünger war er stets gewesen, war er geblieben, würde er immer sein. Heute wie einst gilt das Gelöbnis, das er seinem Abgott abgelegt hatte. Er merkt nicht, daß sein Gottesdienst allmählich Baalsdienst geworden ist und daß der Evangelist der Weltglückseligkeit die gräßlichen Opfer verschmähen würde, die täglich auf seinem Altar dargebracht wurden. Er vergißt auch, daß Rousseau selbst erklärt hat, der „*Contrat social*“ eigne sich wohl für ein kleines Land, wie etwa die Schweiz, keineswegs aber für sämtliche Länder ohne jeglichen Unterschied. Unbestechlich, unbeirrbar schreitet er, die kurzsichtigen Augen starr auf die Fata Morgana seines Lebens gerichtet, seinen Weg weiter. Der führt aufwärts, immer aufwärts, daß die Stimmen der Menschen nur mehr als undeutliches Gewirr zu dem Voranschreitenden heraufklingen, der bald so hoch und — so einsam steht wie ein König. Da befällt auch ihn ein Rausch — der Höhenrausch. Vermessen reckt er die schwächliche Gestalt, um jenen zu gleichen, denen es beschieden ist, der stöhnenden Menschheit die Botschaft der Erlösung zu bringen. Und in der Vermessenheit, die grotesk erscheint, zugleich eine Sehnsucht, eine demütige Inbrunst, die so jung, so einfach-menschlich ist, daß sie ergreift.

Ja, eine Heilsbotschaft muß der gepeinigten Menschheit werden. Nach großen Katastrophen macht sich bei allen Völkern ein starkes Bedürfnis nach seelischer Erneuerung, nach Glauben, bemerkbar — und so weltabgewandt und weltunkundig Robespierre auch ist, und so still-bürgerlich er auch bei und mit den Duplays lebt, und so viel seine Spione ihm auch von „Verrat“ berichten, so weiß er doch: Frankreichs Seele hungert und dürstet, und nur ein neuer Glauben kann ihr Begehren stillen. Wahrscheinlich, ja gewiß könnte es auch der alte sein, den man mit der Monarchie abgeschafft hat, aber Robespierre will nichts wissen von einem zürnenden Jehovah und nichts von einem leidensvollen Christus. Frankreichs Gott soll milde,

gütig, erhaben und zugleich freundlich sein, etwa so wie ein heilig gesprochener Jean Jacques; sofern Robespierre an Heiligsprechungen glaubte. Er ist nicht leicht zu formulieren, dieser neue Gott mit seinem neuen Kult, und nur unklar schwebt er Robespierres Geist vor. Aber was könnte mißlingen, was im Geiste und im Namen Jean Jacques' geschieht?!

Immer höher schreitet der Fuß, immer höher reckt sich die schwächliche Gestalt. Einst hieß es: „Was bedeuten sechstausend Tote, wenn es sich um Prinzipien handelt?!“ Heute heißt es: „Was bedeuten zwanzigtausend abgeschlagene Köpfe, wenn es als Tausch einen neuen Glauben gilt?!

Höhenrausch . . . Machtrausch . . . umnebelnde Verzückung des Mystikers. Und in der Wonne seines Fiebers merkt er die Gefahren nicht, die ihn am Wege belauern. Hört nicht, wie in dem undeutlichen Stimmengewirr, das von drunten zu ihm dringt, schon die Lippen der Verschwörer wispeln. Barras . . . Fouché . . . Tallien . . . Fréron . . . lauter Kommissäre, die in aufständischen Städten wüteten und sich bereicherten. Und neben ihnen andere, Ehrlichere, die nicht aus persönlicher Furcht sondern aus Angst um Frankreichs Leben dem Blutvergießen Einhalt gebieten wollen.

Sie flüstern . . . machen Pläne . . . erwägen . . . schrecken zurück . . . zaudern . . . fassen wieder Mut . . . bedenken sich abermals . . . Es ist keine kleine Sache, sich an Robespierre zu wagen. Mißlingt sie, behält keiner von all den unternehmenden Herren den Kopf zwischen den Schultern.

Er hört ihr Wispern nicht, ahnt nicht, welch erbärmliche Kleinigkeiten sie aufstöbern, aufbauschen, sinnlos vergrößern werden, um ihn zu Fall zu bringen. Vor allem ahnte er nicht, daß für ihn, auf den die kleine Cécile Renault soeben (Mai 1794) ein lächerlich inszeniertes Attentat hatte verüben wollen, schon eine andere Frau den Dolch schärft . . .

XIII. HÖCHSTES WESEN UND HÖCHSTER TRIUMPH

Die nahezu unbegrenzte Macht Robespierres verursachte allmählich nicht nur seinen Feinden Bängnis. Auch seine Freunde wurden mit bösen Ahnungen erfüllt, wenn sie diesen glanzvollen Aufstieg betrachteten. Sie hatten Angst nicht vor ihm, wohl aber für ihn. Er aber schritt, eingehüllt in seine Unbestechlichkeit und in seine etwas allzuoft betonte „Tugend“, seinen Höhenweg weiter. Sein Mißtrauen, ewig rege, sobald das Vaterland in Frage stand, erwog nie, daß auch ihm eines Tages geschehen könne, was er so vielen anderen getan hatte. Er sprach zwar im Konvent gerne von Dolchen, die auf ihn gezückt stünden, und vom Schierlingsbecher, den man ihm bereite, — aber all dies waren zumeist nur rednerische Floskeln. Und doch sannn äußere und innere Feinde schon auf seinen Untergang. England — dem großen Weltpolitiker — lag der Sturz Robespierres besonders am Herzen, denn sein Wille und Haß gegen die „Bedrücker“ waren es, die den Kampfmuth und die Widerstandskraft der Nation stählten. Getreu seinem bewährten politischen Grundsatz „Divide et impera!“ versuchte es, den Konvent und Robespierre zu entzweien. So schrieb der „Europäische Kurier“, ein von England gekauftes französisches Blatt, niemals: „die französischen Armeen“ oder „der Konvent hat befohlen“ sondern stets: „Robespierres Armeen“, „Robespierre hat den Befehl gegeben“ . . . Es läßt sich denken, daß der Konvent von dieser Beurteilung der Machtverhältnisse nicht entzückt war. Um zu beweisen, daß es in Frankreich keinen Diktator, wohl aber eine Volksvertretung gab, die diktatorisch verfahren konnte, wenn es sich um „Mörder“ (Kriegsgegner sind bekanntlich immer „Mörder“!) und um Anstiftung zum Mord handelte (das Gänsehen Cécile Renauld sollte Englands Werkzeug gewesen sein!), beantwortete der Konvent die englischen Freundlichkeiten und Diplomatenkunststücke mit dem

Befehl an die Armee: „Englische und hannoveranische Gefangene werden nicht gemacht.“

So schien die Stellung Robespierres unantastbar, zudem er einen großen Anhang in nicht politisierten Bürger- und Adelskreisen hatte. Wir, die wir ihn nur als den „Bluthund“, als das „seegrüne Ungeheuer“ vorgeführt bekommen und die wir am lebendigen Beispiel sehen, was Schreckensherrschaft ist, wir können diese Bürger- und freidenkenden Adelskreise nicht verstehen, weil wir nicht ermessen können, wie groß die seelische Armut des französischen Volkes geworden war. Unter all den Zynikern, Schmarotzern, Schergen, Gottesleugnern, die den Plan beherrschten, erschien ihnen dieser Mann mit den reinen Händen und der mystischen Sehnsucht unter dem blütenweißen Jabot wie der Bringer einer göttlichen Botschaft. Schon im Jahre 1792 sagte Condorcet ganz richtig von seinem Wesen und dessen Wirkung: „Er besitzt alle Eigenschaften, um das Haupt einer Sekte zu werden. Sein Ruf der Strenge grenzt an Heiligkeit. Er redet von Gott und der Vorsehung, nennt sich den Freund der Armen und Schwachen, läßt sich von Frauen und solchen, die arm im Geiste sind, Gefolgschaft leisten, nimmt voll Ernst ihre Huldigungen und Anbetung entgegen.“

Gleichviel, ob wir es verstehen oder nicht, — die Gefolgschaft, ja die geheime Sekte, die ihn anbetete, war vorhanden. „Es ist erwiesen, daß die Sekte einen förmlichen Robespierre-Kultus trieb, der sich zum Teil in den skurrilsten Formen gefiel und auch in weitern Kreisen Schule zu machen begann. Scharenweise liefen die vornehmen Damen herum, die statt der Heiligenbilder das Porträt Robespierres auf der Brust trugen.“ (Buchner, Das Neueste von gestern.)

Die Priesterin dieser Sekte war die greise Cathérine Théot. Sie zählte damals achtundsiebzig Jahre, von denen sie drei im Gefängnis zugebracht hatte. Der Grund ihrer Verurteilung war absonderlich genug: sie hatte behauptet, daß sie das kleine Jesuskind gebären sollte, „welches, von einem Engel getragen, vom Himmel herabkommen würde, um Frieden über die ganze Erde zu verbreiten und alle Nationen glücklich zu machen“. Heutzutage würde man eine Person mit solchen Wahnvorstellungen vermutlich als harmlose Psychopathin bezeichnen, doch unter dem bourbonischen Regime

galt ihr Wahn als Gotteslästerung, die sie eben mit dreijähriger Gefangenschaft büßen mußte.

Im Jahre 1794 wohnte sie im dritten Stock eines unscheinbaren Hauses in der Rue Contrescarpe und sammelte die geheimnisvolle Sekte um sich, die den Robespierre-Kult trieb. Sie war zweifellos geistig nicht mehr normal, was bei ihrem hohen Alter nicht verwunderlich ist, nebenbei aber verstand sie die *mise-en-scène* ausgezeichnet, wußte durch dunkelklingende Worte und eine entsprechende Ausstaffierung ihrer Gemächer ihre Jünger in eine weihevollen Nebelstimmung zu versetzen. Ein weißes Nonnenhabit umfing die gebrechliche Gestalt, auf der ein Haupt saß, das mit seiner Blässe und seinen ausgemeißelten Zügen beinahe durchsichtig erschien. Ihr zur Seite sah man die „Erleuchterin“, eine hübsche junge Person, die verschleiert und bestimmt war, in dem harmlosen aber großen Schwindel, den Théot trieb, eine Rolle zu spielen. Denn Théot behauptete, daß sie nicht sterbe sondern sich in bestimmten Zeiträumen verjünge, und als solch verjüngte Théot sollte die „Erleuchterin“ vor die Gläubigen (schonender Ausdruck!) hintreten. Die Jünger Théots mußten keusch und „im Stand der Gnade“ sein. Sie knieten vor ihr nieder und empfingen die sieben Weiheküsse auf beide Wangen, auf beide Augen, auf Mund, Stirne und auf das linke Ohr, weil dies über dem Herzen seinen Platz hat. Sie dankten für diese sieben Küsse durch einen Kuß, den sie auf das Kinn der Greisin drückten.

War diese Empfangszeremonie vorüber, begann die eigentliche feierliche Handlung. „Die Gottesmutter“, wie die Théot von ihren Anhängern genannt wurde, nahm auf einer Art kurulischem Stuhl Platz, hatte vor sich auf einem kleinen Tisch einen Kupferstich, der das Auge Gottes sowie das Bild des Gekreuzigten zeigte, über dem in Wolken ein Pelikan mit blutender Brust schwebte, dessen Schnabel das Blut wie eine Gabe zerteilte. Auf dem Kreuz standen in lateinischer Sprache die Worte: „Drückt mich gleich einem Siegel auf euer Herz!“

Dem Verständlichen gesellte sich allerlei Unverständliches, das natürlich, wie alles Rätselvolle, einen mächtigen Eindruck auf die Gemeinde machte. Da war die Rede von den sieben Gaben des heiligen Geistes, von den sieben Siegeln der Apokalypse, von den

sieben Sakramenten des neuen Gesetzes, von den sieben Seligkeiten und wiederum einfach und jüdisch-christlich — von den sieben Plagen Ägyptens und von den sieben Schmerzen Mariä. Und dann begann die „Erleuchterin“ aus der Bibel und den Propheten vorzulesen, während Théot, ganz in sich zusammengesunken, entschlummert oder entgeistert zu sein schien. Die hübsche „Erleuchterin“ las: „Fluch über euch, die ihr Paläste auf Paläste, Ländereien auf Ländereien rafft, so daß kein Raum mehr für die Armen bleibt. Wollt ihr allein denn die Erde bewohnen? Also spricht der Herr: ‚Ich schwöre, daß all diese unzähligen Häuser, all diese großen und herrlichen Schlösser niedergerissen werden sollen.‘“ Und sie las vom „Löwen, der seinen Eisenkäfig zersprengt und seine Wärter verschlingt“, und noch viel anderes, was eigentlich ganz linksradikal klang, aber doch nur auf ein zorniges Jean-Jacques-Evangelium hinauslief, denn trotz Auge Gottes und Kruzifix wollte auch Théot eigentlich nichts vom Christentum, vom römischen Christentum, wissen. Sie verkündete: „Alle Götter waren blutdürstig, selbst in Jesu Namen ist Menschenblut vergossen worden. Der wahre Gott aber, der eingeborne Sohn der Vernunft, will kein abscheuliches Blutopfer.“

Gleich jedem andern Gott, der nicht zum leichtfertigen Göttergesindel der Antike gehört, bedurfte auch dieser neue, annoch unbekanntere Gott eines Propheten, und dieser war, nach Aussage Théots, kein anderer als Robespierre.

Es ist nicht leicht, sich in dem geistigen Kauderwelsch zurechtzufinden, das Théot um sich verbreitete. Man meint bald eine „*Enragée*“ zu sehen, bald eine schmerzgefüllte Urchristin, bald eine etwas übergeschnappte Illuminatin. Doch was fragten all diese Menschen danach, die, töricht und verzweifelt, nach jeder Hand griffen, die aus Blut und Not aufwärts zeigte?! Vadier, der sich bei der Théot einschlich, um Material gegen Robespierre zu sammeln, und der darum nicht in allem zuverlässig ist, berichtet: „Diese neue Mutter Gottes stand schon in so großem Rufe, daß nicht nur ganze Familien ihre neugeborenen Kinder zu ihr schickten, sondern daß sogar Soldaten, ehe sie zur Armee gingen, sich in ihre Mysterien aufnehmen ließen.“ Wirksam unterstützt wurde die Szenerie der Théot durch die Anwesenheit eines ehemaligen Karthäusers, Dom Gerle, der die

Worte und Weissagungen Théots aus der Bibel bekräftigte und Théot für eine „Inspirierte“ hielt oder wenigstens dafür ausgab.

Man wird sich nicht wundern, daß Robespierre gewisse, wenn villeicht auch nur lose Beziehungen zu dieser Sektiererei unterhielt. Er, der nach Condorcet ja „alle Eigenschaften besaß, um der Führer einer Sekte zu sein“, mußte sich seinem ganzen Wesen nach zu diesem mystisch-pantheistischen Brimborium hingezogen fühlen, und auch einem weniger eitlen Menschen hätte es gefallen und geschmeichelt, als Gottessohn bezeichnet und angebetet zu werden. . . . Höhenrausch . . . Machtrausch . . . mystische Verheißung . . .

Das bescheidene Stübchen in der Rue St. Honoré will sich zum Tempel weiten. An Stelle der geflickten Strohsessel steht ein Altar, mit Feldblumen und Ährenbüscheln umkränzt. Aus der Ferne ertönt Gesang, der dankerfüllt das Glück des neuen Tages preist . . . und aus den Wolken spricht die Stimme eines Gottes, seines Gottes:

„Du bist das erwählte Gefäß!“

Erwählt sein, auserlesen unter den Vielen, die berufen sind, — wer, der nicht selbst ein Erwählter ist, vermöchte die donnernde Seligkeit dieser Botschaft zu ermessen? Erwählt sein — Stolz, der sich bis in den Himmel recken, Demut, die das schamerglühende Antlitz in der Erde bergen möchte . . . Erwählt sein — emporgetragen werden über Alltag und Menge hinaus bis zu Regionen, wo das Unbegreifliche beginnt. Schweigt mir von Priesterschaft! Schweigt mir von Dornenkrone, Geißelung und Kreuz! Nichts von dem trübseligen Singsang: „Nehmt hin mein Blut, es ist für euch geflossen!“ Mit dem goldenen Kelch der großen Menschheitsliebe in den Händen will ich vor das Volk hintreten, und noch der ärmste Bettler mag aus ihm Glück trinken, ohne daß ein anmaßender Gott ihn „Frevler“ schelten dürfte. Und wenn ich die Monstranz meines Gottes enthülle, dann mögen alle Glocken des Erdkreises zur Wandlung läuten, denn dann wird offenbar, daß ich der große Brückenbauer bin zwischen Erde und Himmel, daß Frankreichs Volk beglückt auf dieser Brücke einer neuen Seligkeit entgegenwallen darf, einem neuen Glauben.

Wenn man ein verelendetes, haltlos gewordenes Volk einer neuen Religion zuführen will, genügt es nicht, Glaubenssätze wohlge-

Soldats républicains, la patrie, ~~vous regarde,~~ la
la gloire ~~vous appelle~~ les mains de vos frères unguis vous
appelle implorant, la gloire vous appelle, la patrie
vous regarde, ~~vous appelle~~ ~~vous appelle~~ ~~vous appelle~~
~~vous appelle~~ les représentants de la nation ~~de la nation~~
~~vous~~ vous encourageant et vous guidant; marchez
frapper; que dans un mois, la peuple français
soit vengé, la liberté afferme, la république triom-
phante, que les tyrannides et les esclaves disparaissent.
Tout de la terre; qu'il ~~se~~ ^{soit} vote plus que la justice,
la bonheur et la victoire.

Robespierre

Schluß eines im Namen des Wohlfahrtsausschusses an die Armee gerichteten Schreibens
Entwurf von der Hand Robespierres

ordnet im Kopfe zu tragen, nein, man muß sie auch in eindringlicher und, wenn möglich, prunkvoller Weise sinnfällig zum Ausdruck bringen. Bei aller mystischen Sehnsucht und allem überhitzten Selbstgefühl blieb Robespierre doch immer Franzose, d. h. bewußt der schönen Geste und der Wirkung pathetischer Auftritte. Darum setzte er sich mit David in Verbindung, dem gesinnungsuntüchtigsten aller Maler, der das Arrangement des „Fest des höchsten Wesens“ mit demselben Feuereifer übernahm, mit dem er später die „Krönung Napoleons in Notre-Dame“ malen wird. Es war auf den 9. Juni (20. Prairial) festgesetzt, sollte den Parisern und den Brüdern aus den Departements ein Schauspiel bieten, wie sie lange keines gesehen hatten, und Robespierre vor den Augen des Volkes als den Kündler der neuen Heilslehre zeigen. Der Konvent dürfte von der Vorzugsstellung, die Robespierre sich einräumte, nicht sonderlich erbaut gewesen sein, aber der Unbestechliche hatte ja nicht nur dies Fest ersonnen, sondern war auch eben Präsident des Konvents, und so gebührte ihm die Ehre, die Festrede zu halten. Sie mußten sich also damit abfinden, daß er die weithin sichtbare Persönlichkeit sein würde, zudem die Stimmung in Paris dem Fest sehr günstig war. Ein Funken von Hoffnung wollte sich wieder in den Menschen regen, ein leiser Glauben, daß die Schreckenszeit zu Ende ginge. Und als ob der Himmel selbst allen Plänen und Hoffnungen zustimmte, schnitt er an diesem Tag kein grämliches Gesicht wie an andern Verbrüderungstagen, sondern goß einen lichtblauen, warmen Junitag über die Stadt aus.

Im Hause Duplay große Aufregung, großer Stolz. Man denke, der vergötterte Mieter wird heute der Mittelpunkt des Festes sein! Und — welches Glück! — Eleonore darf ihm den Strauß aus Feldblumen und Ähren reichen, den heute, laut Festarrangement, jeder Abgeordnete in der Hand tragen muß! Wie viele liebe kleine Gedanken mag sie in diesen Strauß hineingewunden, wie mag sie ihn geküßt und ihm zugeflüstert haben: Wärest du doch mein Hochzeitsstrauß! Dann stand sie wohl errötend vor dem gefeierten Mann, sah schüchtern und bewundernd auf den Feststaat, der auf dem Bett ausgebreitet lag: die helle Nankinghose, die weißen Strümpfe, das heute besonders weiße Jabot, der veilchenblaue Rock, die trikolor Schärpe und der federngeschmückte Hut. Robespierre selbst war so er-

regt, daß er sich nicht einmal Zeit nahm zu frühstücken. Wer denkt an solchem Tag an Essen und Trinken?! Und wenn er sich, ehe er das Festgewand anlegte, noch eine Viertelstunde köstlich-lässiger Träumerei vergönnte, dann zog vielleicht wie eine ferne Bilderreihe sein junges Leben an ihm vorüber, von seiner Kinderzeit an bis zum heutigen Tag. Das Elternhaus ohne Vater und Mutter . . . die kleinen Demütigungen in der Schule . . . der Tag seiner ersten Rede, da sie ihn auslachten, weil seine schrille Stimme sich überschlug . . . das Herzklopfen, wenn er in der Nationalversammlung sprechen sollte . . . (Nationalversammlung — wie weit, wie meilenweit liegt das alles schon zurück!) Dann der erste Aufstieg . . . der Eichenlaubkranz auf der Stirne . . . Sturm auf die Tuilerien . . . der Tyrann . . . Marat, der ihm die Kühnheit und den weiten Blick des Staatsmanns absprach . . . Hat es all dies wirklich noch vor einer kurzen Spanne gegeben? Vorgeschichtlich scheint ihm alles, legendenhaft: Der Tyrann . . . die Österreicherin . . . ihre Schwägerin . . . Danton . . . die Gironde . . . Cloots . . . Philippe Égalité . . . Camille Desmoulins . . . Lucile Desmoulins . . . die Roland . . . Hébert . . . ungezählte andere . . . alle sind gefallen, gefallen durch ihn. Er hatte ein Recht sie zu fällen, denn er ist der Mann mit den reinen Händen, der Unbestechliche. Er strafft sich in Stolz. Alle zu überleben, ist er würdig befunden worden. Und er sollte nicht an eine Vorsehung glauben? Nicht an ein höchstes Wesen, das sichtbarlich seine Hand über Maximilien Robespierre und in ihm über Frankreich hält? Mögen die Kalten, die Nichtswürdigen Vorsehung, höchstes Wesen und Unsterblichkeit leugnen, — er weiß, daß sie sind, und empfindet an diesem Junitag beglückt ihr Walten.

*

Um fünf Uhr morgens wurde Generalmarsch geblasen, seit acht Uhr donnerten die Geschütze auf dem Pont-Neuf Salut. Die Sektionen rückten aus, hinter ihnen, laut Festordnung, je zehn Greise, zehn Frauen, zehn junge Mädchen, zehn Jünglinge und zehn Kinder. Die Mädchen tragen Blumen im Haar, die Frauen weiße Gewänder, alle die trikoloire Schärpe. Sämtliche Häuser der Stadt sind mit Eichenlaub und weißblauroten Tüchern geschmückt. Wehe dem, der solchen Schmuck unterlassen hätte! Schon morgen wäre er als „verdächtig“ verhaftet worden. Vor den Tuilerien ist eine Tribüne

aufgestellt, auf der die Mitglieder des Konvents Platz nehmen sollen. In einer Art tiefer gelegten Amphitheaters sah man einen antiken Tempel mit je einer Seitentreppe. Vor ihm stand die Bildsäule der Weisheit, annoch mit einem schwarzgrauen Mantel bedeckt, der den Atheismus zeigte, dessen Hände die Fackel des Fanatismus und die Larve der Heuchelei trugen. Seitenfiguren stellten die Ehrsucht, Eigenliebe, Zwietracht und die geheuchelte Dürftigkeit dar, die ein Gewand aus Lumpen trug, unter dem ein kostbares Kleid hervorschimmerte. Über den Stirnen dieser vier Allegorien standen in mächtigen Lettern die warnenden Worte: „Einzig Hoffnung des Auslandes.“

Geleitet von Sängerschören und Musik, naht der Konvent. Alle tragen das gleiche Festgewand wie Robespierre, den Strauß aus Feldblumen und Ähren in der Hand. Sie nehmen ihre Plätze auf der Tribüne ein . . . Musik . . . Chöre zu Ehren der Gottheit . . .

In tiefer Bewegung bestieg Robespierre die Rednertribüne, erläuterte dem Volk Ursprung und Sinn dieses Festes und forderte es auf, den Schöpfer der Natur zu ehren.

Hierauf schritt er, eine brennende Fackel in der Hand, gefolgt von zwölf Mitgliedern des Konvents, durch das Spalier der Sängerschöre zu der Statue der Weisheit. Brausende Rufe: „Es lebe Robespierre!“ „Es lebe die Freiheit!“ grüßten ihn. Nun steckte er mit seiner Fackel den schwarzgrauen Mantel der Weisheit in Brand, so daß die Weisheit alsbald strahlend aus Rauch und Glut hervortrat . . . Noch eine zweite Rede, die dem Volke Religion und Tugend predigte, dann kehrte Robespierre zu den Brüdern vom Konvent zurück, und der Zug ordnete sich, um nach dem Marsfeld zu wallen.

Militär . . . Musik . . . Hymnen zu Ehren der Gottheit. Eingehgt von einem trikoloren Bande, schreitet der Konvent. Gehalten wird das Band von Kindern, Jünglingen, Männern und Greisen. Die Kinder sind mit Veilchen, die Jünglinge mit Myrthen, die Männerstirnen mit Eichenlaub gekränzt, die Schläfen der Greise mit Ölzweigen und Weinranken. Gruppe auf Gruppe zieht vorüber, jede symbolisch gedacht und geziert. Blumengeschmückte Stiere ziehen einen mächtigen Wagen, auf dem man die Werkzeuge der Arbeit, der Künste sowie, schön geordnet, Frankreichs Landes- und Industrieerzeugnisse erblickt . . .



Marie Antoinette

Robespierre ist der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, überschwenglicher Huldigungen. Man drängt sich an ihn, küßt seine Hände, Frauen knien vor ihm nieder. Der ganze Festzug scheint nur das Geleite eines Königs zu sein. Und wie um einen König brausen die Jubelrufe um ihn her.

Ist der Tag der ewigen Glückseligkeit schon angebrochen? Ist es möglich, daß auf einen einzigen Menschen so viel Glück und Glanz verschüttet werden? Demütig will das fahle Haupt mit dem federn-

geschmückten Hut sich zur Erde senken, doch gleich wieder hebt es sich froh und dankbar zum lichtblauen Himmel. Du höchstes Wesen, das ich verehere und vereherend dem Volk in seiner höchsten Not zugeführt habe, du willst nicht, daß dein Geschöpf in Scham und Furcht vor dir die Blicke senke! Der Gott der Pfaffen wollte es so — nicht du! Frei erhebe ich darum in dieses großen Tages Fülle den Blick zu dir. Frohe Geschöpfe willst du, die dir mit heiterem Munde danken; doch wo fände ich Worte, um den Dank für diese Stunde zu stammeln? Mich umfängt Glück gleich einem goldenen Mantel, dessen Reichtum mich beinahe erdrückt . . .

Doch horch! Was schwirrt im Jubelschrei des Glücks und der Menge mit? Es wispert . . . raunt . . . lacht höhnisch . . . spritzt giftige Worte, die auch über einen goldnen Mantel hinweg zum Ohre kriechen . . . Brüder vom Konvent sind's, Neider, Feinde, Verschworene:

„Hört doch, wie sie ihm zujubeln, wie sie rufen ‚Es lebe Robespierre!‘ Ziemt sich dies in einer Republik?“

„Mir scheint, er ist der Hohepriester des höchsten Wesens!“

„O nein, er ist Gott selbst!“

Kecker, lauter sind sie als noch vor wenigen Wochen, und müßten doch alle vor ihm zittern! Hat er nicht Fouché aus den Listen des Jakobinerklubs streichen lassen? Sitzt nicht Talliens schöne Geliebte, Therese Cabarrus, geschiedene Frau von Fontenay, im Gefängnis? Hat nicht der Wohlfahrtsausschuß Barras und Fréron wegen ihrer Blutbäder aus Marseille abberufen? Wahrhaftig, „Pygmäen sind es, die sich gegen Götter erheben wollen!“

Hat Robespierre dies Wort wirklich gesprochen? Seine Feinde behaupten es — ein Beweis dafür wäre schwerlich zu erbringen. Aber gedacht hat er es gewiß, wenigstens dem Sinn nach, als er an jenem großen Tag die geflüsterten und dennoch für sein Ohr berechneten Spottreden vernahm.

Die Sonne seines großen Tages hatte sich verdunkelt. Trüben Geichts kehrte Robespierre am Abend zu den Duplays heim, erzählte, wie Tücke und Hohn um ihn geflattert, lehnte alle Lobsprüche und Huldigungen seiner Hausleute ab. Blieb trübe, nachdenklich, sagte still:

„Ihr werdet mich nicht lange mehr bei euch haben!“

Wahrscheinlich versuchten die Duplays ihm seine melancholische Stimmung auszureden, meinten wohl, daß er nur übermüdet und darum verstimmt sei. Auch lag es ja in seiner Art, mit dem Todesgedanken zu spielen und überall Dolche zu vermuten, die auf ihn lauern sollten.

Wenn die Duplays sich solchen Vermutungen und Betrachtungen hingaben, so täuschten sie sich. Diesmal bedeuteten die Worte Robespierres mehr als die oft gebrauchten Floskeln vom Dolch und vom Schierlingsbecher. Denn die Götter verzeihen es einem Sterblichen nicht, wenn er sich in einer stolzen Stunde vermißt, ihresgleichen sein zu wollen, sie verzeihen es nicht, auch wenn man ihnen einen neuen Namen gibt. So strafte sie den Erwählten für den Tag seines höchsten Triumphs, indem sie ihm für eine Stunde das zweite Gesicht verliehen. Das zweite Gesicht, mit dem er seinen nahen Untergang voraussah.

XIV. FEINDE IM NEBEL

Zwei Tage nach dem Fest des höchsten Wesens — 22. Prairial — brachte Robespierre im Konvent das berüchtigte Gesetz durch, das jedem gestattete, einen „Verräter“ oder „Verdächtigen“ zu verhaften. Zeugen für die strafbare Handlung oder Absicht waren nicht nötig. Voruntersuchung wurde nicht geführt. Die Denunziation genügte für das Todesurteil.

Jeden Volksvertreter, gleichviel ob er mit Ja oder Nein stimmte, mag es kalt überrieselt haben, wenn er dachte, daß dies Gesetz morgen oder übermorgen ihn selber treffen konnte und daß in den letzten sechs Wochen elfhundertdreiundachtzig Personen hingerichtet worden waren. Dies Gesetz — Robespierres Kind — sprach allem Hohn, was Kulturvölker unter dem Wort „Gesetz“ jemals verstanden hatten. Nicht von einem Volksvertreter, nicht von einem Republikaner schien es eronnen, sondern von einem grausamen Diktator.

Schrecken mag auch die Verschworenen befallen haben, doch mit dem Schrecken kam auch ein blasses Lächeln der Befriedigung. Bravo, du Hoherpriester, du Gottessohn! Solche Schreckensgesetze tun treffliche Minierarbeit! Robespierre arbeitet unversehens gegen Robespierre — kann es einen besseren Witz geben?

Die Verschworenen arbeiten langsam, still und sicher. Ihr Kreis wächst. In Robespierres Schuldbuch stehen zu viele Namen, bei deren Klang Herzen sich erinnern, aufschreien, bluten. Die Verschworenen verstehen die Kunst, Robespierres Sturz als das Allheilmittel für alles und alle darzustellen. Sie ködern einen Teil der Royalisten, indem sie ihnen für „nachher“ ein System der Milde, der wirklichen Gerechtigkeit versprechen: Bedenkt, daß durch ihn eure geflohenen Verwandten als Verräter erklärt und ihres Besitzes beraubt wurden! Zu den Anhängern Dantons sprechen sie: Denkt an Danton! Wer hat ihn dem Henker überliefert, weil sein Neid den Titanen nicht

neben sich ertragen konnte? Den Republikanern aber flüsterten sie zu: Merkt ihr nicht seine Diktatorengelüste? Saht ihr ihn nicht am Fest des höchsten Wesens? Wie er allen voranschritt, überheblich, fürstlich, und wie sie ihm zujubelten und seine Hände küßten? Ist dieser Mann noch ein Republikaner? Nein, er ist schon heute ein Diktator, und er lauert nur auf den günstigen Augenblick, um den Konvent zu stürzen und die Alleinherrschaft an sich zu reißen! Ja, noch Schlimmeres als Diktatur brütet sein Hirn! War er doch kürzlich im Temple, um Marie Therese zu sehen, seine künftige Braut! Denn nichts Geringeres plant er, als den Thron wieder aufzurichten, den schwächlichen Sohn des gerichteten Tyrannen wieder einzusetzen und dessen Schwager zu werden. Die Königsbrut soll schwächlich sein. Wahrscheinlich hofft er, nach dem baldigen Tod des Kleinen den erledigten Thron selbst zu besteigen. Maximilien I. von Frankreich! . . . So albern das Märchen ist — es gibt Leute, die es glauben, und für den, der es nicht glauben kann, sind andere Lockmittel da, um ihn von der drohenden Gefahr zu überzeugen. Proskriptionslisten mit Robespierres Handschrift. Achtzehn Namen stehen darauf . . . nein, dreißig . . . nein, vierzig . . . Der Haarkünstler, der täglich ins Duplaysche Haus kommt, um den Unbestechlichen zu rasieren und ihm das Haar zierlich aufzurollen, hat diese Listen auf dem Tisch liegen sehen. (Friseure sind bekanntlich die zuverlässigste „Quelle“!) Wie, Bürger, du zweifelst an der Geschichte? Da will ich dir noch eine andere erzählen. Höre: vor etlichen Wochen (es können auch Monate sein) speiste der Unbestechliche mit etlichen Freunden bei irgendeinem Bekannten. Nur Männer, keine Damen! Der Tag war sehr heiß, und da man unter sich blieb, zogen die Herren ihre Röcke aus und hängten sie ins Vorzimmer. Auch der Unbestechliche saß trotz seiner sonstigen Korrektheit und seiner modrigen Würde hemdärmelig bei Tisch . . . Man ißt, man trinkt, man schwatzt, man lacht. Einer der Gäste verläßt für etliche Augenblicke die Tafel, geht durchs Vorzimmer, wo der schöne Rock des Unbestechlichen hängt. Neugier packt ihn: Was der Tugendbold wohl in seinen Taschen haben mag? Er kann seiner Neugier nicht widerstehen, durchsucht den schönen Rock. Zieht einen Zettel heraus. Namen stehen darauf. Nun, bei Robespierre ein Zettel mit Namen — mehr braucht man nicht zu wissen! Der Neugierige liest,

erlaubt, taumelt . . . Er hat seinen eigenen Namen gelesen. Glaubt ihr noch immer nicht?

Eine schöne, aussichtsreiche Sache ist auch die Geschichte mit der Gottesmutter, der alten Cathérine Théot . . . Die kann man sogar im Konvent weitläufig erörtern. Es kommt nur darauf an, sie geschickt aufzubauschen.

Unter den überredeten, durch Märchen, schwindelhafte Aussichten oder Angstvorstellungen der Verschwörung zugeführten Männern waren gewiß etliche, die weder von Eigennutz noch von Rachgier getrieben wurden; in der Kerntruppe der Verschwörer aber findet sich kein einziger, der Achtung oder Sympathie erwecken könnte. Nur einem von ihnen — Tallien — kann man in diesen Tagen (aber auch nur in diesen Tagen!) menschliches Mitgefühl nicht versagen, denn er zitterte und kämpfte für eine geliebte Frau. In Bordeaux, wo er als Regierungskommissär wütete, hatte er die blendend schöne, zwanzigjährige Frau von Fontenay, geb. Cabarrus, kennen gelernt, die der Revolution anhing, während ihr geschiedener Mann emigriert war. Tallien, der ehemalige Setzer und spätere Journalist, lag schnell ebenso fest im Bann dieser südlichen Schönheit (Therese Cabarrus stammte von einem spanischen Vater), wie alle Männer vor und nach ihm, die Therese mit ihren keineswegs verhüllten Reizen beglückte, bis sie endlich, als geschiedene Madame Tallien, Fürstin Chimay wurde.

In den Armen dieser bezaubernden Frau vergaß Tallien alles — sogar die Blutgerichte. Führte in Bordeaux, der von Trauer und Greuel erfüllten Stadt, ein Prasserleben, das unliebsames Aufsehen machte. Hielt Wagen und Pferde, hatte seine Loge im Theater, ließ trotz Kriegsnot die teuersten Weine, die seltensten Leckerbissen in sein Haus bringen, und während die Bevölkerung schwarzes und immer schwärzer werdendes Brot aß, befahl der Regierungskommissär, daß auf seiner Tafel nur schneeweißes Friedensgebäck zu erscheinen habe.

Woher all die Mittel flossen, um seinen und Theresens Luxus zu bestreiten? Es riecht übel, wenn man ihnen nachforscht. Tallien war bestechlich, und Therese nahm ohne Skrupel fürstliche Geschenke von Leuten entgegen, denen sie durch ihren Einfluß auf Tallien das Leben rettete.



Tallien

Die durch Frauenküsse und Geld erkaufte „Milde“ Talliens erregte in Bordeaux kaum weniger Empörung als seine Blutgerichte, und auch der Wohlfahrtsausschuß wurde auf das Liebespaar aufmerksam. Therese Cabarrus, die Tochter eines feindlichen Ausländers und Gattin eines Emigranten, war ohnehin verdächtig, und das ganze Auftreten Talliens machte seine Abberufung nötig. Hatte er doch der Cabarrus sogar eine Salpeterkonzession verschafft die ihr ein bedeutendes Einkommen in den Schoß warf!

In Paris angelangt, spielte Tallien im Konvent den Gekränkten und beklagte sich, daß man ihn verleumdet habe. Man ging nicht näher auf Einzelheiten ein, und die Angelegenheit schien, soweit sie ihn betraf, beigelegt. Therese aber wurde bald nachher verhaftet und schickte nun aus dem Gefängnis Brief auf Brief an den Geliebten, Briefe, die nach Rettung schrien, die baten, beschworen, ver-

zweifelten, bis einer von ihnen mit verächtlichem Hohn fragen wird: „Gibt es in Frankreich überhaupt noch Männer?“ Und beigeschlossen war — schreckliche Mahnung! — ein Dolch . . .

Tallien war dem Wahnsinn nahe. Die vergötterte Frau im Kerker. Im Konvent und Wohlfahrtsausschuß Robespierres lauernes Mißtrauen und sein Gedächtnis, das Schmutzgeschäfte eines Regierungsvertreters nie vergißt . . . Die Verschwörung, die für Theresens und Talliens Schicksal viel zu langsam voranschreitet . . .

Am 27. Prairial meldet sich im Konvent Vadier zum Wort. Der Präsident, Robespierre, erteilt es ihm. Vadier hat eine wichtige Mitteilung zu machen: er hat eine Verschwörung entdeckt. Der Konvent ist gespannt. Verschwörungen werden zwar alle Tage entdeckt, aber immerhin —

Die Verschwörerin soll niemand anders sein als die fast achtzigjährige Théot! Wichtiges Beweismaterial liegt vor. Vadier hat mit eigenen Augen in dem Hause der *Rue Contrescarpe* eine Medaille gesehen, die auf einer Seite das Bild Ludwigs XVI. und auf der anderen das der Jungfrau Maria trug. Ferner erblickte er dort das Buch Salomonis und ähnliche umstürzlerische Lektüre.

Ebensowenig wie Vadier ist natürlich irgend jemand im Konvent von politischen Umtrieben Théots überzeugt. Aber Vadier ist ein geschickter Berichterstatter und weiß, worauf es ankommt, und wo er hinaus will. Es handelt sich für ihn nur darum, Robespierre lächerlich zu machen. Ist er erst lächerlich gemacht, dann schwindet von ihm und seinem „höchsten Wesen“ der Nimbus, der ihn heute in den Augen des Volkes umgibt. Darf doch Billaud-Varenne von ihm sagen, daß nie zuvor ein Mensch so starken moralischen Einfluß gehabt hat wie er.

Mit Behagen und Witz schildert Vadier den abstrusen Mystizismus des Hauses in der *Rue Contrescarpe*. Nennt Namen von Mitverschworenen, von „Gläubigen“. Der Name Robespierre wird in der ganzen Rede nicht ein einziges Mal genannt, aber so deutlich und mit so kenntlicher Ironie zielt Vadier auf den Präsidenten, daß man rundum schmunzelt . . . lächelt . . . belustigte Seitenblicke auf den Unbestechlichen wirft. Als Vadier zum Schluß fordert, daß die Greisin samt Dom Gerle und etlichen anderen Intimen ihres Hauses dem Revolutionstribunal übergeben werde, ertönt lebhafter Beifall.

Vadier ist zufrieden. Wenn erst die ganze Narretei der *Rue Contrescarpe* vor den Galerien des Gerichtssaals aufgerollt und Robespierre darein verstrickt wird, dann tönt lautes Gelächter durch das spottlustige Paris. Dann ist Robespierre nur noch ein eitler Tor, und das Gelächter um ihn her macht den Boden unter seinen Füßen schwanken.

Die Verschworenen arbeiten langsam, still und sicher.

Robespierre selbst leistet ihrer Minierarbeit Vorschub. Seit dem Fest ist eine seltsame Depression über ihn gekommen. Er, der Redselige, schweigt jetzt im Konvent, ja er meidet ihn wochenlang. Die Präsenzlisten des Wohlfahrtsausschusses weisen wohl seinen Namen auf, aber auch hier schlummert seine Aktivität. Vielleicht fühlt er, daß auch hier sich Feinde erheben, vor allem Barère, der ewig Schmiegsame, der früher Robespierre den „Genius der Revolution“ genannt hatte.

Robespierre meidet den Konvent, meidet den Wohlfahrtsausschuß. Macht mit seinem Hund einsame Spaziergänge draußen vor der Stadt oder auch in den Champs Elysées. Starrt mit seinen kurz-sichtigen Augen Vorübergehenden mißtrauisch ins Gesicht.

Große Angst beginnt über den Verschworenen zu lagern und über allen, die sich auch nur in Gedanken gegen ihn versündigt haben. Er ist ja furchtbar, wenn er redet und anklagt, und manch einer erschrickt beim bloßen Anblick des blütenweißen Jabots und des zierlich aufgerollten Haars, als sähe er den Gottseibeius. Aber schrecklicher noch als seine Rede und seine Gegenwart ist sein Schweigen und seine Abwesenheit.

Was sinnt er? . . . Was plant er? . . . Was glaubt er? . . . Und — was weiß er?

Die Angst ist unbeschreiblich. Ob seine Spione ausgespürt haben, was im Werke ist? Wenn sie es ausgespürt haben, sind wir alle verloren!

Und er schweigt und bleibt fern . . .

Robespierres Stimmung war in all der Zeit sehr wechselnd. Meist blieb er trübe und in sich gekehrt, suchte die Einsamkeit der Natur. Zuweilen aber kam auch vorübergehend Heiterkeit über ihn, und dann konnte er wieder fröhlich sein wie zur Frühsommerzeit, wo er sich damit vergnügt hatte, in den Champs Elysées Maikäfer zu

fangen. Doch immerfort war Nebel um ihn, Nebel, hinter dem er die Feinde spürte, die er doch nicht greifen konnte, wie auch sie noch nicht den Mut hatten, den Arm nach ihm zu strecken. Ein stummer, erbitterter Kampf im Nebel zwischen Abgründen. Keiner sieht des anderen Antlitz. Noch ringen sie nicht Brust an Brust. Doch zitternd in Wut und Zagen krampft sich schon Talliens Hand um den Dolch, den Therese ihm sandte. Morgen oder übermorgen oder in drei Tagen wird sie vor Fouquier-Tinville stehen . . . Wenn nicht etwas Unerhörtes geschieht, dann — Tallien, hast du den Mut zum Unerhörten?

Nach wochenlanger Abwesenheit erscheint Robespierre endlich — am 8. Thermidor — wieder im Konvent, um die lange Rede zu halten, die er als sein politisches Testament bezeichnete. Schwüle Spannung lagerte über dem Saal, schwüler noch als die Luft draußen, die von verhaltenen Gewittern bebte. Noch am Abend vorher hatte Taschereau Robespierre gewarnt: „Sei vorsichtig, deine Feinde haben mächtig intrigiert, mächtig verleumdet!“ Er aber hatte erwidert: „Ich werde trotzdem meine Pflicht tun. Ich kann diesen Zustand nicht länger ertragen. Mir bricht das Herz, wenn ich bedenke, daß die Republik trotz all unserer Siege noch nie in so großer Gefahr war wie eben jetzt. Entweder befreie ich sie von den Schurken, die sie bedrohen, oder ich gehe zugrunde!“ Und nun stand er da, ein Bürger mit zierlich aufgerolltem Haar und blütenweißem Jabot und doch vielleicht ein Rachegott, der Brand und Tod über Frevler verhängt. Die Minuten, die er braucht, um die Stufen zur Tribüne emporzusteigen und seine Blätter zu ordnen, dehnen sich zur Ewigkeit. Dann schallt seine Stimme durch den Saal.

„Mögen andere euch schmeichlerische Bilder entwerfen, ich stehe hier, um euch wertvolle Wahrheiten zu enthüllen. Ich werde die Übel aufdecken, die das Vaterland zu verderben drohen, und die allein eure Rechtlichkeit abstellen kann. Man wird mir wohl auch keinen Vorwurf machen, wenn ich ein Wort von den Angriffen sage, denen ich ausgesetzt bin . . .“

Der Konvent lauscht atemlos. Viele Herzen flattern in Angst: Jetzt wird er Namen nennen . . . Jetzt . . . Nein, noch eine Gnadenfrist.

Nein, noch fällt kein Name von seinen Lippen. Lange spricht er schon und leidenschaftlich, doch Namen — Namen hat man noch

nicht vernommen. Nur eine Verächtlichkeit gegen all die Unsichtbaren hinter der Nebelwand, mit denen er schon so lange stumm und erbittert kämpft . . . „Sie schelten mich ‚Tyranne‘! Wäre ich einer, so kröchen sie zu meinen Füßen. Ich würde ihnen gestatten, jegliches Verbrechen zu begehen, würde ihre Taschen mit Gold vollstopfen und könnte ihrer Dankbarkeit sicher sein!“ . . . Wut zittert in vielen Herzen — die Wut von Jämmerlingen, die ihr Spiegelbild verleugnen müssen . . . Und er legt all die großen Fehler bloß, die von der Regierung, nein, von unfähigen Organen gemacht und auf seine, Robespierres Rechnung geschrieben worden sind, er weist auf die Hetze hin, die von feindlichen Blättern gegen ihn getrieben wird, deren Helfershelfer in Frankreich, im Konvent zu suchen sind. Verkünden diese Blätter doch schon seit Tagen, „daß dies zusammengehaltene Hochgewitter von Haß, Rachedurst, Schrecken und verletzten Eitelkeiten endlich losbrechen will“. Und er sprach weiter von dem Verrat, der die Republik umlauere, wußte von Unterredungen feindlicher Emissäre mit Mitgliedern des Konvents.

Kaltes Grausen fällt schuldige Herzen an: Jetzt naht das Verhängnis . . . Jetzt muß er Namen nennen . . . Wir alle sind verloren . . . verraten . . . Und noch Sekunden, Minuten einer Spannung, die nicht mehr zu ertragen wäre, wenn sie länger dauerte . . . Manch einer denkt, nein, spürt nur brausend im Hirn, daß er lieber den eigenen Namen und sich verloren geben möchte, als noch länger diese schreckliche Spannung ertragen . . . Doch horch! Robespierres Rede wird nicht zum Blitzstrahl, der auf sie alle niederfährt! Nein, wie ein vom Licht bewegtes Flämmchen streicht sie unsicher hin und her. „Ich vermag mich nicht zu entschließen, den Schleier völlig zu lüften, der diese Geheimnisse deckt . . .“

Da weicht die ungeheure Spannung. Viele Herzen schlagen erleichtert. Viele Jämmerlinge denken ohne Scheu an ihr eigenes Bild. Unterdrückter Jubel verhaltener Sieges- und Lebensgier erfüllt sie doppelt stark, weil der Untergang schon so nahe schien. Er weiß nichts! . . . Wir sind gerettet!

Die sehr lange Rede, die sich eingehend mit den französischen Zuständen beschäftigte und Robespierres Grundsätze noch einmal zusammenfaßte, wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen, und Barère beantragte, daß sie in allen Departements veröffentlicht wer-

den müßte. Ob er den Antrag stellte, weil er zu spüren meinte, daß der Sieg bei Robespierre bleiben würde, ob er es gleichsam als Lockspitzel tat, um Widerspruch zu erregen, bleibe dahingestellt, gehört auch nicht hierher. Widerspruch erhob sich auch alsbald, nicht gegen die Veröffentlichung, aber heftiger Streit entbrannte, ob für diese Veröffentlichung der Konvent allein zuständig sei, oder ob erst die Ansicht des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses eingeholt werden müsse. Scheinbar parlamentarische Haarspalterei — aber an der Heftigkeit, mit der die Debatte geführt wurde, ließ sich erkennen, daß Großkampftage bevorstanden.

Robespierre war vom Erfolg des Tages befriedigt. Er wußte nichts von Theresens Dolch und nicht, daß die Verschworenen die Losung ausgegeben hatten: Morgen schlagen wir los!

XV. ENDE MIT SCHRECKEN — SCHRECKENSENDE

Am nächsten Tage war das Bild im Konvent völlig verändert. Gestern hatte man Robespierres lange Rede mit Achtung angehört, heute — 9. Thermidor — war man entschlossen, ihn gar nicht mehr zu Worte kommen zu lassen. Nicht ihn, nicht die treugebliebenen Gefährten aus dem Wohlfartsausschuß, Couthon und Saint-Just. Der Präsident, Collot d'Herbois, hatte eben Saint-Just das Wort erteilt, da fiel ihm schon Tallien in die Rede, rief, daß jetzt endlich die Masken fallen müßten, gleichviel welches Antlitz sich hinter ihnen berge. Unverzüglich sprang ihm Billaud-Varenne bei, und ein Hagelsturm von Anklagen, Verdächtigungen, Verleumdungen umtost Robespierres Haupt. Als Landesverräter wird er gebrandmarkt, der verräterische Aristokraten als Generale ins Feld schickt, der betrügerische Beamte der Strafe entzieht, der nur darauf sinnt, den Konvent zu stürzen und die Alleinherrschaft an sich zu reißen. Pathetisch ruft Billaud-Varenne: „Wir alle werden mit Ehren zu sterben wissen, aber ich glaube nicht, daß auch nur ein einziger Volksvertreter unter der Herrschaft eines Tyrannen leben möchte!“ Leidenschaftliches Geschrei: „Nieder mit allen Tyrannen! Tod allen Tyrannen!“

Bleich, bebend vor Erregung, will Robespierre sprechen, entgegen, aber schon hat Tallien wieder das Wort, wirft Robespierre vor, daß er sich mit korrupten Kreaturen umgebe (der Salpeterkommissär von Bordeaux!), daß er zuverlässige Sektionen bedrohe, eine Willkürherrschaft führe, ein Verräter sei. Mühsam nur gelingt es Robespierre, in den Saal hineinzurufen: „Ich wende mich an die Ehrenmänner unter euch, nicht an die Schufte . . .“ Wieder brüllender Lärm . . . Robespierre schreit über den Tumult hinüber dem Präsidenten zu:

„Präsident einer Mörderbande, erteile mir das Wort oder sage gleich, daß du mich ermorden willst!“

Der Präsident erachtet es für unnötig, auf diesen Zuruf einzugehen. Selbst wenn auf diesem Stuhle einer säße, der willig wäre das Wort zu erteilen, so fehlte ihm dazu die Macht. Ein Orkan von Schmähungen, Beschimpfungen, Drohungen durchflutet den Saal, und trotz aller Anstrengung ist Robespierre unfähig, den Tumult zu überschreien. Ein einziges Mal nur gelingt es ihm zu rufen: „Das ist nicht wahr . . .“, aber der Rest seines Verteidigungssatzes geht im Zorngelärme von Hunderten unter. Abermals versucht er, sich Gehör zu verschaffen, doch nun versagt ihm die Stimme, und höhnisch schreit ihm Garnier, ein Abtrünniger des Berges, zu: „Du erstickst an Dantons Blut!“ Da aber rafft Robespierre sich und seine Stimme mit Gewalt zusammen: „Danton?! Ihr wollt Danton an mir rächen? Feiglinge, warum habt ihr ihn denn nicht verteidigt?!“

Theresens Dolch umklammert haltend, stürmt jetzt Tallien auf ihn zu. Zerrt ihn von der Tribüne herunter, und nun erfüllt wüstes Kampfgeschrei den Saal, in dem so oft von Gesetzmäßigkeit und Brüderlichkeit geredet worden war. Voll Gier suchte jeder den anderen zu verderben. Sie toben . . . rasen . . . balgen sich um das Wort wie Räuber um eine kostbare Beute . . . Eine Beute, die jeder will und jeder fürchtet; denn die Worte, die hier fliegen, sind in Kurare getaucht . . .

Rotglühende Leidenschaften erfüllen den Saal. Glut dampfen die Menschen, Glut strömt von den Wänden, Glut rinnt von der Decke auf Häupter, die gleich Kain auf Brudermord sinnen.

Da ertönt ein Ruf, vor dem die Glut für einen Augenblick verblaßt und die Leidenschaften erstarrt stehen. Der Ruf Louchets: „Ich beantrage einen Haftbefehl gegen Robespierre!“

Ein Haftbefehl gegen Robespierre — sie sehen einander betreten an. Wie leicht hin Louchet das sagt: einen Haftbefehl gegen Robespierre! Doch der Gedanke ist so befremdend, so neu und ungeheuerlich, daß alle ihn für undurchführbar halten. Ein Augenblick, der vorübergeht . . . Louchet fordert die Abstimmung, und Lozeau, ein anderer Abtrünniger des Berges, beantragt, kühn gemacht durch Louchets Beispiel, Robespierre unter Anklage zu stellen.

Wiederum übertönt eine Stimme Leidenschaften und Haß.

„Ich bin nicht weniger schuldig als mein Bruder. Ich verlange, mit ihm verhaftet zu werden!“



S. Just

Saint-Just

Augustin ist's, der diese Worte spricht. Und noch ein anderer junger Mann begehrt zu sprechen, den seine Freunde an den Rockschößen zurückzuhalten versuchen. Sie reden auf ihn ein, daß er doch an seine junge Frau denken solle, die vor fünf Wochen niedergekommen ist, und an das Kind . . . Er aber denkt nur an Freundschaft und Freundespflicht. Darum erklärt Philippe Lebas, der Mann Elisabeth Duplays: „Ich will mich an dieser Schmach nicht beteiligen! Ich verlange gleichfalls, daß man mich verhaftet!“

Da etwa fünfzig zuverlässige Anhänger Robespierres als Regierungskommissäre teils beim Heere, teils in den Departements sind,

ergibt die Abstimmung eine große Majorität für beide Anträge. Das Resultat wird mit brausenden Hochrufen auf die Freiheit begrüßt.

Dann beantragt Fréron, daß auch Couthon und Saint-Just verhaftet werden; denn mit Robespierre zusammen hätten sie ein Triumvirat gebildet, das sich zu Diktatoren aufschwingen gewollt, worauf der seit langem gelähmte Couthon nur sarkastisch erwidert: „Gewiß! Mein Ehrgeiz ging nach dem Thron!“ Auch dieser Antrag geht durch, und Huissiers werden unverzüglich beordert, die Verhafteten abzuführen. Die Verhafteten leisten keinen Widerstand, wohl aber zucken für einen Augenblick die Huissiers zusammen. Hand an Robespierre legen — jeder scheut zurück . . . Seine Autorität und die Angst vor ihm sind so groß, daß über die Huissiers dasselbe Gefühl kommt, das vorhin, bei Louchets Antrag, über die Deputierten gekommen war.

Als der Befehl wiederholt wird, gehorchen die Huissiers. Die Verhafteten werden in verschiedene Gefängnisse abgeführt. Die Konventssitzung wird in Permanenz erklärt, „bis das Schwert des Gesetzes die Republik gesichert haben wird“.

Nun aber entbrennt erst der Kampf. Der kommunistische Stadtrat erhebt sich für Robespierre gegen den Konvent. Er läßt die Stadttore schließen . . . Sturmglocken läuten . . . Generalappell blasen . . . Verbietet allen Polizeibezirken, Häftlinge anzunehmen oder zu entlassen, sofern nicht eine Anordnung des Stadtrats vorliegt. Haftbefehle gegen sämtliche Verschwörer und ihre Mitschuldigen werden ausgegeben. Hanriot, der Kommandant der Nationalgarde, besteigt sein Roß, um Robespierre und seine Gefährten zu befreien. Aufruf an das Volk: „Erhebe dich, o Volk, lasse dir die Früchte des 10. August und des 31. Mai nicht entreißen und sende die Verräter in den Tod!“

Gegenbefehl des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses: Die Stadttore sind geöffnet zu halten. . . Die Sektionen dürfen nicht aufgerufen werden . . . Befehle, um die sich heute niemand kümmert. Da Hanriot bei seinem Befreiungswerk verhaftet wird, bildet sich im Rathaus unverzüglich ein Vollzugsausschuß, und nun macht sich Coffinal auf den Weg, um Robespierre zu befreien, wenn es sein muß, mit Waffengewalt . . .

Der Konvent läßt sich von den ihm treu gebliebenen Sektionen bewachen. Es sind ihrer nicht gar viele. Niemand glaubt an Robes-

pierres endgültigen Fall, und wenn er seine Feinde niederwirft, dann wehe jedem, der die Hand gegen ihn erhob . . . Auch die in den Straßen wimmelnde Menge neigt sich, wie es ihre Art ist, den Tägigen, den Draufgängerischen zu. Der Staatsstreich scheint mißlingen zu wollen. Die Stimmung im Konvent wird kritisch. Sektionen des Stadtrats haben den Wohlfahrtsausschuß besetzt. Schreckensbleich spricht Collot d'Herbois: „Der Augenblick ist da, wo es uns geziemt, auf unserem Posten zu sterben!“ Die Stimmung des Konvents wird knieschlotternd. Die Aussicht, die Collot d'Herbois da eröffnet, ist wenig erbaulich. Im Rathaus treffen inzwischen, jubelnd begrüßt, die fünf Enthasteten ein.

Der Sieg scheint ihnen sicher, aber höchste Eile ist vonnöten. Die Schlacht darf nicht verschleppt, der Gegner muß unerbittlich verfolgt werden — bis zur Vernichtung. Der Feldherr muß sich an die Spitze der Truppen stellen, muß sie durch seine Gegenwart, durch sein Beispiel anfeuern. Robespierre hätte jetzt einen mächtigen Impuls spüren müssen, der ihn getrieben hätte, zum Volk zu sprechen, es fortzureißen, die lebendige Fahne zu sein, um die es streiten sollte. Straße? Aufruhr? Jawohl! Denn in dem Augenblicke, da er sich von einem aufrührerischen Stadtrat enthaften ließ, war er selbst schon Aufrührer, Mann der Straße. Es handelte sich jetzt nur darum, konsequent zu sein und den Kampfaufruf zu unterzeichnen, den der Stadtrat an die Pikensektion richten will.

Hier aber versagte Robespierre vollkommen. In diesem Augenblick höchster Not und größter Siegesmöglichkeit, wo es des wegensten Entschlusses und des Tigersprungs der Tat bedurft hätte, verliert er sich in überflüssigen Worten und Bedenken. Statt einer flammenden Ansprache an Volk und Sektionen hielt er dem Stadtrat eine Dankesrede, und als er, gleich den anderen und dem Vollzugsausschuß, den Aufruf unterzeichnen soll, fragt er erst pedantisch:

„In wessen Namen geht er an die Sektion?“

Saint-Just sagt:

„Im Namen des Konvents, der wir sind!“

Da legt Robespierre die Feder hin. Nein, dies unterzeichnet er nicht! Das wäre Aufruhr gegen den Konvent! . . . Als ob nicht er selbst als „Menschenrecht“ gefordert hätte: „Wenn die Regierung

die Rechte des Volkes verletzt, ist Aufstand für das Volk und jeden einzelnen Teil des Volkes heiligstes Recht und erste Pflicht.“

Bei diesem Zögern und den juristisch-spitzfindigen Erwägungen, ob der Aufruf „im Namen des Konvents“ oder „im Namen des französischen Volkes“ hinausgegeben werden soll, fällt einem unwillkürlich das Wort Marats ein, der Robespierre die Kühnheit und den Weitblick des Staatsmannes absprach. Hätte er beide besessen, dann würde er gewußt haben, daß in Stunden wie diesen die Persönlichkeit alles und das Gesetz nichts bedeutet. Er war, nach seiner Auffassung, der Vertreter des beleidigten Volksrechts, also mußte er sich den Teufel darum scheren, in wessen Namen zum Sturm gegen Männer des Staatsstreichs gerufen wurde! Aber er war ein Jurist, und auch Couthon war ein Jurist, und bis sie beide gründlich erwogen hatten, ob man sagen könne, daß sie den Konvent repräsentierten, oder nicht, gingen unwiederbringlich kostbare Minuten verloren.

Der Konvent blieb inzwischen nicht müßig. Während die beiden Juristen noch immer ihrer Bedenken nicht Herr werden konnten, wurden in den Straßen bei Fackelschein (denn es war inzwischen Nacht geworden) die Ächtungsdekrete gegen Robespierre, seine Mitschuldigen und den Stadtrat bekanntgemacht. Und als Robespierre sich endlich entschließen wollte, seine Unterschrift „im Namen des französischen Volkes“ zu geben, drangen Bewaffnete, geführt von einem Konventsmitglied, in den Rathaussaal ein. Ein blutjunger Gardist, Merda, hebt die Pistole, zielt auf Robespierre, der zwischen dem Bürgermeister und einem Stadtverordneten sitzt. Der Schuß knallt . . . Mit zerschmetterter Kinnlade sinkt Robespierres Kopf auf den Tisch . . . Eine Blutlache überschwemmt das Blatt, auf das er eben erst „Ro . . .“ hatte schreiben können . . .

Grausen folgt auf Grausen. Im Nebenzimmer erschießt sich Lebas. Augustin Robespierre springt aus dem Fenster, um den Feinden nicht lebend in die Hände zu fallen, zerschmettert sich aber nur die Beine. Couthon liegt schwerverwundet auf der Treppe . . .

Kanoniere bringen auf einer Tragbahre Maximilien nach dem Wohlfahrtsausschuß, legen ihn auf einen Tisch, schieben ihm als Kopfstütze einen Munitionskasten unter das Haupt. Er liegt mit zeretztem Gesicht, von dem unaufhörlich Blut auf den feinen licht-

blauen Rock und die helle Nankinghose rinnt; denn er war — welcher Hohn! — heute fast ebenso gekleidet wie beim Fest des höchsten Wesens! Regungslos und fahl war er, daß man meinte, er würde jeden Augenblick den letzten Atemzug tun.

Lange Nachtstunden lag er so, ohne eine hilfreiche Hand für seine entsetzliche Wunde, ohne ein Wort, das Liebe oder Mitleid zu ihm gesprochen hätte. Nur Grausamkeit und Spott umtanzten seine



Der verwundete Robespierre im Vorzimmer des Wohlfahrtsausschusses

Liegestatt, wie morgen Megären den Karren umtanzen werden, der ihn zum Richtplatz fährt . . . Ja, es gab wirklich Menschen, die ihn in seinem Blut und Elend verhöhnten, ihn schadenfroh grinsend mit „Majestät“ anredeten und, als er verbunden würde, riefen: „Jetzt wird der König gekrönt!“ Denn gegen fünf Uhr morgens rief man endlich Ärzte, die ihm einen Verband anlegten. Sie erhielten Weisung, ihr Bestes zu tun, „damit man ihn noch richten könne“ . . . Sie taten ihr Bestes, und so hatte der finstere Winzer, Fouquier-Tinville, Gelegen-

heit, noch einmal gefallene Größen in den Tod zu schicken. Es gab bei dieser Scheinverhandlung ein tragikomisches Intermezzo. Die Todesurteile dieses Volksgerichts mußten nämlich von zwei Beamten des Stadtrats bestätigt werden; wo aber sollte man diese zwei Beamten finden, da doch der ganze Stadtrat ebenfalls geächtet worden war? Die Schwierigkeit war aber nicht unüberwindlich. Die Sieger des Thermidor wollten sich nicht erst, wie ihr Besiegter, lange über Worte und Begriffe streiten. Städtische Beamte sind nicht zur Stelle zu bringen — so wird man das Urteil eben ohne ihre Bestätigung vollziehen! Und das Volk? Was sagte das Volk zu alledem? Das Volk war, wie immer, wankelmütig und auf der Seite des Stärkeren. Die Ächtungsdekrete hatten ihre Wirkung getan, und ein starker Regen, der nachts gefallen war, hatte die Menge von den Straßen fortgescheucht und die Stimmung ernüchtert. Denn Begeisterung und Kampfesmut brauchen Gleichgesinnte und Raumentfaltung; in der Enge des häuslichen Kreises aber winkt die Schlafmütze, lockt der unheroische, aber sichere „Boden der Tatsachen“. Auch gab es ja zu viele, die ein gutes Recht hatten, dem Himmel für diesen Tag zu danken. Zu viel Blut war auf Robespierres unerbittliches Wort in die Todeskelter geronnen, zu viele verhetzte, überwachte Menschen fanden nach grauenvollen Angstnächten heute zum ersten Male wieder ruhigen Schlaf . . .

Gegen fünf Uhr nachmittags fuhr unter einem strahlend hellen Julihimmel Maximilien Robespierre mit einundzwanzig Schicksalsgefährten zum Revolutionsplatz, wo die Guillotine aufgestellt war. Heute, da Sonnenschein, füllte wieder Volk die Gassen, durch die der Todeskarren fuhr. Aber wer hätte heute noch gewagt, sich zu Robespierre zu bekennen? Was hätte solches Bekenntnis auch geholfen? Nur ein zweiter und dritter Karren wäre nach dem Richtplatz gefahren. So blieben wohl alle zu Hause, die nicht den „Boden der Tatsachen“ betreten hatten, die anderen aber blickten gierig auf die verstümmelten Opfer der Sieger. Alle Fenster waren mit Schaulustigen gefüllt. Schamlos entblößte Weiber schrien: „Zur Guillotine! Zur Guillotine!“ Als der Karren vor Robespierres Wohnung vorbeizog, tauchte ein grausames Kind einen Besen in einen Kübel voll Ochsenblut, der unter der Türe eines geöffneten Fleischerladens stand, und besprengte mit Blut das Haus, um das einst alle



Totenmaske Robespierres

Hoffnungen Frankreichs mit segnenden Händen geschritten waren und das heute verfehmt und verlassen wie ein Spukhaus lag.

Von alledem sah Robespierre nichts mehr. Er saß mit geschlossenen Augen, das zerschmetterte Gesicht tief auf die Brust gesenkt. Er war ein Schwerverwundeter, beinahe Sterbender, der wohl nichts mehr von der Welt wußte und empfand als körperlichen Schmerz und wirres Geräusch, dem seine Todesmattigkeit keinen Sinn mehr zu geben wußte. Erlösung . . . Schlaf . . . Weiter dachte oder fühlte er wohl nichts mehr.

Unerschrocken betraten die Verurteilten das Blutgerüst. Maximilien als der letzte: so wollte es der Befehl des Konvents. Zwanzig Häupter mußte er fallen sehen: den Bruder, die Freunde, Menschen, die ihm beigestanden waren . . . Erschöpft von Blutverlust und Schmerzen, fahl, als wäre er schon gestorben, kam er auf das Blut-

gerüst. Noch eine letzte Scheußlichkeit: der Henker reißt ihm den Verband ab . . . ein grauenhafter Schmerzensschrei brüllt über die Menge hin, die das Blutgerüst umdrängt . . . Ein paar Minuten, in denen Schuld und Sühne ineinanderfließen.

Der Henker zeigt der vor Entsetzen betäubten Menge ein abgeschlagenes Haupt . . .

Die Tragödie Maximilien Robespierre ist zu Ende . . .

*

Unter den hundert und aber hundert Gestalten der Revolution ist Robespierre nicht die hinreißendste, wohl aber die rätselvollste und darum für den Psychologen interessanteste.

Wie und von welcher Art war dieser Mensch eigentlich? Die Antwort läßt sich nicht in eine straffe Formel pressen, denn sein Wesen war vielfältig und widerspruchsvoll. Er war kindlich und vertrocknet, eitel und selbstvergessen, vertrauensselig und mißtrauisch, anschniegend und verschlossen, liebevoll und hart, philiströs und umstürzlerisch. Er besaß ein revolutioniertes Herz, ein pedantisches Hirn und bürgerliche Instinkte. Hierin hätte er sich nicht wesentlich von vielen seiner Zeit- und Kampfgenossen unterschieden, die ja zum großen Teil nichts anderes waren als temporär rabiater gewordene Bürger. Doch zwei Dinge hatte er vor ihnen voraus: Sehnsucht und Charakter. Diese beiden bestimmten ihm Weg und Schicksal.

Nicht freudlos, aber ohne den hemmungslosen Egoismus der Jugend und ohne ihre jauchzende Lust zog er durch Knaben-, Jünglings- und Mannesjahre hin, die Augen inbrünstig auf die Fata Morgana gerichtet, die ihn die Wirklichkeit übersehen, verachten ließ. Er rief nach einem Gott, doch äffende Antwort gab ihm die Wirklichkeit, die nicht duldet, daß man ihrer spotte. So mußte er schließlich in dem Blutstrom ertrinken, den er selber entfesselt hatte. Doch aus der roten Flut strecken sich seine Hände zur Nachwelt hin, weisen auf das Wort, das ihm Epitaph und Bürgerkrone sein soll. Das Wort, das seine große Schuld nicht löschen kann, das aber doch schwerer wiegt, als es klingt, und bezeugt, daß dieser Mann alles verlieren konnte, nur sich selber nicht. Das Wort, das einst, in seiner glücklichen Zeit, an seinem Porträt im „Salon“ stand:

DER UNBESTECHLICHE

PERSONENVERZEICHNIS

- Argenson, Marc René de Voyer Marquis d' 27, 29, 32.
- Artois, Karl Philipp Graf v. 18, 30, 37, 50, 63, 88.
- Bailly, Jean Sylvain 46, 48, 57, 70.
- Barère de Vieuzac, Bertrand 65, 108, 120, 171, 173.
- Barnave, Antoine P. J. M. 68, 74.
- Barras, Paul J. F. N. Graf v. 133, 153, 164.
- Bassenges 32.
- Beaumarchais, Pierre Aug. Caron de 28.
- Bentabole 126.
- Billaud-Varennes, Jean Nicolas 146, 170, 175.
- Biron, Herzogin v. 135.
- Böhmer 32.
- Bonaparte s. Napoleon I.
- Braunschweig, Herzog v. 96.
- Breteil, Louis A. le Tonnelier Baron v. 50.
- Brissot, Jean Pierre 65, 88, 108.
- Buchner 155.
- Burke, Edmund 145f.
- Buzot, François L. N. 120, 132.
- Cabarrus, Therese 164, 168ff., 172, 174, 176.
- Calonne, Charles Alexandre de 28.
- Carra 65.
- Carrault 7.
- Chaumette, Pierre Gaspard 64.
- Chimay, Therese Fürstin v.; s. Cabarrus Therese.
- Clavière, Etienne 93.
- Cloots, J. B. du Val de Grâce Baron v. (Anacharsis) r. Klotz 64, 70, 93, 139f., 144, 147, 161.
- Coffinal, Jean Baptiste 178.
- Collot d'Herbois, Jean Marie 133, 175, 179.
- Condorcet, Marie Jean A. N. C. Marquis v. 132, 155, 158.
- Constantin XI., Kaiser 95.
- CORDAY d'Armant, Marie Aline Anne Charlotte 122ff., 142.
- Corneille, Pierre 82.
- Corsa 65.
- Couthon, Georges 129, 152, 175, 178, 180.
- Danjou 76.
- Danton, Georges Jacques 23, 40, 64, 78ff., 98, 100ff., 104, 113, 127, 138, 142, 146ff., 161, 166, 176.
- David, Jacques Louis 82, 109, 160.
- Desmoulins, Camille Benoît 111f., 64f., 76, 79, 83, 92, 109, 146ff., 161.
- Desmoulins Lucile 83, 161.
- Drouet, Jean Baptiste 74.
- Dubarry, Marie Jeanne Vicomtesse 14, 17, 42.
- Ducos, Roger Graf 132.
- Dumouriez, Charles François 93, 117.
- Duplay 80ff.
- Duplay, Eleonore 80, 82ff., 87, 106, 160.
- Duplay, Elisabeth 80, 82f., 177.
- Duplay, Frau 80, 82f., 114f.
- Duplay, Moritz 82.
- Duplay, Viktoria 80, 82.
- Duplessis, Lucile s. Desmoulins, Lucile.
- Elisabeth, Prinzessin 64, 73, 141, 161.
- Evrard, Simonne 123f.
- Fabre d'Églantine, Philipp François N. 146.
- Fersen, Axel Graf v. 74.

- Flesselles v. 56.
 Fonfrède 132.
 Fontenay, Therese v., s. Cabarrus
 Therese.
 Forster, J. Georg A. 125.
 Fouché, Joseph 133, 136, 153, 164.
 Foulon, Joseph François 56.
 Fouquier-Tinville, Antoine Quentin
 130, 172, 181.
 Franklin, Benjamin 22.
 Franz II., Kaiser 93.
 Fréron, Louis Stanislas 79, 133, 136,
 153, 164, 178.
 Friedrich der Große 64.
 Garnier, Jean Jacques 176.
 Gerle, Dom 157, 170.
 Girardin, René Louis Marquis de 20.
 Goncourt 71.
 Grégoire, Henri Graf, Bischof v. Blois
 67.
 Guadet, Marguerite Elie 91, 120, 122.
 Guyard, Mme. 78.
 Hamel 83f., 90, 93, 126f., 136.
 Hanriot 178.
 Hébert, Jacques René 64, 119, 140f.,
 144, 148, 161.
 Heine, Heinrich 138.
 Heinrich IV. von Frankreich 57.
 Hérivaux 11.
 Isnard 90, 120.
 Josef II., Kaiser 30, 56.
 Karl I. von England 42.
 Kaunitz, Wenzel Anton, Reichsfürst
 v. 26.
 Koburg, Herzog v. 117.
 Labruyère, Jean de 27.
 Laclos, P. A. F. Choderlos de 75.
 Lacombe, Rose 105.
 Lacroix 138.
 Lafayette, M. J. P. R. Y. G. M. Mar-
 quis de 44, 57, 69.
 Lally-Tollendal, T. G. Marquis de 58f.
 Lamartine, M. L. Alphonse 117.
 Lanjuinais, Jean Denis Graf 119f.
 Launaye v. 53f., 56.
 Lebas, Philipp 83, 177, 180.
 Legendre 79, 109, 148.
 Lenôtre 104, 129.
 Leopold II., Kaiser 88f.
 Loménie de Brienne, Etienne Char-
 les de 29.
 Louchet 176, 178.
 Lozeau 176.
 Ludwig XV., 9f., 14, 17f., 26, 28f., 42.
 Ludwig XVI., 13ff., 18f., 29f., 32f.,
 38, 40ff., 45f., 48ff., 52f., 55ff., 66,
 69f., 73ff., 78, 86, 88, 91, 93ff., 106,
 108f., 117, 170.
 Ludwig, Dauphin 30f., 76, 97, 141,
 167.
 Lux, Adam 125.
 Marat, Albertine 123.
 Marat, Jean Paul 40, 59, 64f., 79,
 100ff., 104, 117, 119, 123f., 126f.,
 142, 161, 180.
 Maria Theresia, Kaiserin 17f.
 Marie Antoinette, Königin 16ff., 29ff.
 35, 38, 50, 56f., 60, 62, 73f., 88, 94f.
 96f., 104, 141, 161.
 Marie Therese, Prinzessin 141f., 167.
 Massillon 27.
 Mercier, Louis Sebastian 65.
 Mercy d'Argenteau, Florimund 18, 26.
 Merda 180.
 Méricourt, Théroigne de 105.
 Mirabeau, H. G. V. Ricquetti Graf v.
 39, 42, 48f., 64, 66, 78.
 Moreau de Saint Méri 67.
 Morellet, Abbé 109.
 Napoléon I. 136f.
 Necker, Jacques 29, 32, 41, 44, 50ff.,
 55, 61.
 Orléans, Louis Philipp Joseph (Éga-
 lité) Herzog v. 19, 27, 30, 38, 44, 51,
 65, 161.
 Pétion de Villeneuve, Jérôme 64, 74f.,
 84, 120.
 Philipon 104.
 Philipp d. Schöne 149.
 Philippeaux 139.
 Pitt, William (d. Jüngere) 109.
 Poix, Prinz v. 43.

Polignac, Jolanthe M. G. Gräfin 50, 63.
Pompadour, Jeanne Antoinette Poisson Marquise de 16.
Provence, Louise Gräfin v. 18.
Provence, Stanislaus Xaver Graf v. 18, 37, 75, 88.

Racine, Jean de 82f.
Rebecqui 132.
Rénault, Cécile 153f.
Riouffe 132, 134, 137f.
Robespierre, Augustin 7, 83f., 87, 114, 133, 137, 176f., 180, 183.
Robespierre, Charlotte 7, 21, 39, 87, 114f.
Robespierre, Henriette 7, 21.
Robespierre, Maximilien d. Ältere 7, 20.
Roland de la Platière, Jean Marie 64, 93, 95, 100, 104, 120, 132.
Roland de la Platière, Marie Jeanne 64, 79, 92f., 104f., 120, 132, 161.
Rousin 147, 149.
Rousseau, Jean Jacques 19ff., 40f., 49, 63, 71f., 79, 87, 92f., 101f., 106, 116, 119, 149, 152f., 157.

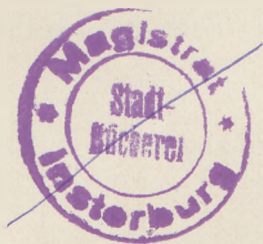
Saint-Just, Antoine 129, 175, 178f.
Sartines v. 28.
Shepen, Miß 127f.
Sièyes, Abbé Emanuel Joseph 36, 44.
Sombreuil v. 53.

Taine, Hypolyte Adolph 100.
Tallien, Lambert Jean 133, 136, 153, 164, 168ff., 172, 175f.
Tallien, Therese s. Cabarrus Therese.
Tascherau 172.
Théot, Cathérine 155ff., 168, 170.
Tollendal, Thomas Arthur Graf v. Lally Baron v. 59.
Torné, Bischof v. Burges 76.
Tourzel, Mme. de 73, 75.
Turgot, Baron de l'Aulne, Anne Robert Jacques 29.
Vadier 157, 170f.
Valazé 131f.
Varlet 142.
Vergniaud, Pierre Victurnien 131.
Vigée-Lebrun 32.
Virchaux 90.
Voltaire, François Marie Arouet 20, 93.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Robespierre. Gezeichnet von J. Guérin, gestochen von Fiesinger. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek	Titelbild
Ludwig XVI. mit seiner Familie. Kupferstich von N. Heideloff. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek	17
Robespierre als junger Rechtsanwalt. Nach einem Gemälde von Boilly. Aus: <i>Buffenoir, Les Portraits de Robespierre</i> . Paris 1910. Tafel 1	23
Necker. Kupferstich von Boillet. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek	31
Louis Philipp von Orleans (Égalité). Gemalt von Robineau, gestochen von Martin (1785). Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek	37
Bailly. Kupferstich von Levachez. Aus: <i>Tableaux historiques de la révolution française</i> . Paris s. a. Bd. III	43
Der Schwur im Ballhaus. Nach Prieur gestochen von Berthault. Aus: <i>Tableaux historiques etc.</i> Bd. I	47
Camille Desmoulin ruft das Volk zu den Waffen. Nach Prieur gestochen von Berthault. Aus: <i>Tableaux historiques etc.</i> Bd. I	51
Einnahme der Bastille. Nach Prieur gestochen von Berthault. Aus: <i>Tableaux historiques etc.</i> Bd. I	55
Graf Mirabeau. Gezeichnet von J. Guérin, gestochen von Fiesinger. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek	67
Robespierre im Jahre 1791. Nach einem Gemälde von Danloux. Kopie von Vigneron im Museum zu Versailles. Photo Braun & Cie., Paris und Dornach	77
Robespierre in seinem Heim. Anon. Gemälde der Zeit. Aus: Buffenoir, Tafel 15	81
Eleonore Duplay. Angeblich Selbstbildnis in Pastell. Aus: Buffenoir, Tafel 71	85
Verkleinertes Faksimile des Dekrets, die Suspendierung Ludwigs XVI. betreffend. Aus: <i>E. Charavay, Lettres autographes composant la collection de M. Alfred Bovet</i> . Paris 1885. S. 115.	99
Danton. Zeichnung von David. Lille, Museum. Photo Braun & Cie., Paris und Dornach	103
Mme. Roland. Stich von Baudrac nach einer anonymen Miniatur. Aus: <i>Ch. Vatel, Recueil de gravures pour l'ouvrage intitulé Charlotte de Corday et les Girondins</i> . Paris 1864—1872.	105
Ludwig XVI. im Temple sein Testament schreibend. Kupferstich von G. Keating nach einem Gemälde von Singleton. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek	107
Verkleinertes Faksimile der Proklamation, die Hinrichtung Ludwigs XVI. betreffend. Aus: <i>De Reiset, Modes et usages au temps de Marie Antoinette</i> . Paris 1885	111

Charlotte Robespierre. Lithographie von Leclerc nach einem angeblich von David herrührenden Gemälde	113
Augustin Robespierre. Anon. Kupferstich	115
Marat. Kupferstich von Levachez. Aus: <i>Tableaux historiques etc.</i> Bd. III	118
Charlotte Corday. Gemalt von Hauer, gestochen von Baudran. Aus: <i>Ch. Vatel, Dossiers du procès criminel de Charlotte de Corday devant le tribunal révolutionnaire.</i> Paris 1861	125
Robespierre im Konvent. Zeichnung von Gérard. Aus: Buffenoir, Tafel 3	131
Robespierre richtet den Henker hin. Satir. Flugblatt der Zeit	135
Marie Antoinette. Nach einem 1791 von Kucharsky angefertigten Pastell. Aus: <i>Memoires de Mme. la Duchesse de Tourzel. Poubliéz par le Duc des Cars.</i> Paris 1883. Bd. I.	143
Camille Desmoulins. Kupferstich von Levachez. Aus: <i>Tableaux historiques etc.</i> Bd. III	147
Der Triumvir Robespierre. Satirisches Bild der Zeit. Aus: <i>A. Challamel, Histoire-Musée de la république française.</i> Paris 1842. Bd. II.	151
Schluß eines im Namen des Wohlfahrtsausschusses an die Armee gerichteten Schreibens. Entwurf von der Hand Robespierres. Aus: Charavay, S. 122	159
Mme. Tallien. Gemalt von F. Gérard, gestochen von L. Massard. Wien, Porträtsammlung der Nationalbibliothek	163
Tallien. Nach einer Zeichnung von J. Guérin. Aus: <i>L. Gallois, Histoire des journaux et des journalistes de la révolution française.</i> Paris 1846. Bd. II	169
Saint-Just. Aus: <i>F. S. Delpech, Iconographie des contemporains.</i> Bd. II (Paris 1832)	177
Der verwundete Robespierre im Vorzimmer des Wohlfahrtsausschusses. Kupferstich nach Bertaux von Berthault. Aus: <i>Tableaux historiques etc.</i> Bd. II	181
Totenmaske Robespierres. Authentische Wachsmaske im Museum Tussaud, London. Aus: Buffenoir, Tafel 29.	183



B
30

I N H A L T

I. EIN BÜRGERLICHER UND EIN KÖNIGLICHER JÜNGLING	7
II. DER REINE TOR	16
III. DER DEPUTIERTE VON ARRAS	26
IV. SONNENFINSTERNIS VON VERSAILLES	35
V. DER ROTE KOMET	48
VI. MENSCHENRECHTE, HANDELSBILANZ UND CYTHEBE	63
VII. WO IST DER KÖNIG?	73
VIII. SEINE MAJESTÄT DER SCHRECKEN	87
IX. KAMPF NACH INNEN UND AUSSEN	100
X. DAS FRÄULEIN AUS CAEN	117
XI. DIE KELTER DES TODES	130
XII. DU BIST DAS ERWÄHLTE GEFÄSS	141
XIII. HÖCHSTES WESEN UND HÖCHSTER TRIUMPH	154
XIV. FEINDE IM NEBEL	166
XV. ENDE MIT SCHRECKEN — SCHRECKENSENDE	175
PERSONENVERZEICHNIS	185
VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN	188



MENSCHEN VÖLKER / ZEITEN

EINE KULTURGESCHICHTE IN EINZELDARSTELLUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

MAX KEMMERICH

- BAND I: HOMER UND SEINE ZEIT . . . VON THASSILO VON SCHEFFER
- BAND II: FREIHERR VOM STEIN VON RICARDA HUCH
- BAND III: MACHIAVELLI VON MAX KEMMERICH
- BAND IV: ROBESPIERRE VON CARRY BRACHVOGEL
- BAND V: LINCOLN VON ALBRECHT GRAF MONTGELAS
- BAND VI: PARACELSUS VON FRANZ SPUNDA
- BAND VII: FRIEDRICH DER GROSSE VON H. F. HELMOLT
- BAND VIII: LEIBNIZ VON ALFRED BRUNSWIG
- BAND IX: JULIUS CÄSAR VON GUGLIELMO FERRERO

VERLAG KARL KÖNIG / WIEN UND LEIPZIG

Czytelnia

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
GDAŃSK

0766

H